
Jahr und Jahrgang







Jahr und Jahrgang

Jahr und Jahrgang 1908

Theodor Schieder
Erich Landgrebe
Gerd Gaiser

Hoffmann und Campe



Theodor Schieder
Übergänge

Die Annalistik ist eine der ältesten, wenn nicht die älteste Form der Geschichtsschreibung. In der Darbietung der historischen Ereignisse nach dem Ablauf eines Jahres spiegelt sich die Vorstellung vom Einfluß der die Jahreszeiten bestimmenden Gestirne auf das menschliche Leben, später im christlichen Mittelalter die Deutung des Jahresablaufs als der Vergegenwärtigung des Heilsgeschehens und seiner Stationen. Schon immer hat es daneben Versuche gegeben, Geschichte in der Zusammenraffung längerer Gezeiten zu schreiben, je eher, desto mehr sich die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit herausstellte, geschichtliche Verläufe mit den Daten des Kalenders in Einklang zu bringen. Daten und Jahreszahlen blieben zwar für den Historiker gewissermaßen Erkennungsmarken innerhalb des Stroms der geschichtlichen Zeit, Fixierpunkte eines Später und Früher und insofern unentbehrliche Bestandteile jeder historischen Deutung, aber sie haben ihren metaphysischen Bezugspunkt verloren und werden mehr und mehr zu quantitativen Größen in einem rein rechnerischen System.
Aber daneben verwenden wir die Zahlen von Jahren und Jahrhunderten doch auch immer noch als eine Art von Symbolbegriffe für einen Komplex historischer Ereignisse, für eine ganze Epoche. Wir sprechen vom 19. Jahrhundert und verbinden damit eine ganz bestimmte Anschauung von zusammengehörenden Phänomenen und scheuen uns nicht, diesen inhaltlichen Begriff des 19. Jahrhunderts ohne jedes Bedenken zu gebrauchen, rein numerisch, indem wir darunter die Zeit von 1815 bis 1914 verstehen. Wir nennen

weltgeschichtliche Jahre wie 1789 oder 1917, um einen Wendepunkt der Weltgeschichte zu bezeichnen, den wir auf ein bestimmtes Jahr fixieren, wenn er auch einen viel längeren Zeitraum umfassen mag.
Daneben gibt es Jahre, die uns auf den ersten Blick nichts sagen. Sie behalten ihren Wert in der Reihe, in der sie stehen, sind oft beschattet von einer großen symbolischen Jahreszahl, die ihnen vorhergeht oder die auf sie folgt. Wir nennen sie, indem wir sie instinktiv auf diese wie ein Magnet wirkende Zahl beziehen, indem wir den Abstand berechnen, der sie von dieser trennt. Wer täte das nicht, wenn er das Jahr 1908 in den Blick faßt? Wer bezieht es nicht gleich auf das Jahr 1914 und bedenkt nicht das Schicksal aller Zeitgenossen, die damals lebten und wirkten und über denen schon ein tiefer Schatten lag? Sie mögen ihn geahnt haben oder nicht, für uns erscheinen sie wie Blinde, die auf einen Abgrund zugehen, der ihnen verhüllt ist, oder wie Marionetten, die von unsichtbarer Hand auf einer bestimmten Bahn festgehalten und auf ein Ziel hingelenkt werden. So bestätigt sich die Regel, daß historisches Nachdenken über ein Jahr der Geschichte etwas anderes ist als das Erleben eines Jahres. Dieses ist gleichsam noch ohne Ziel, das sich im undurchdringlichen Dunkel der Zukunft verliert, jenes hat schon seine festen Richtpunkte, die von den großen Ereignissen gesetzt werden, es ist ohne die Illusionen des in seine Zukunft hineinlebenden Menschen und weiß schon, wohin der Weg gegangen ist.
Aber auch hier stoßen wir schon auf viele Möglichkeiten des Mißverständnisses und geradezu des Irrtums. Wenn wir die Zukunft als ein absolutes Fatum auffassen, das durch vielerlei Umstände völlig determiniert erscheint, dann hat die Geschichte nur die Aufgabe, diese Determinanten zu enthüllen und sonst nichts. Enthält die Geschichte in ihren Entscheidungen für uns immer noch einen Spielraum, ein wenn auch noch so begrenztes Wirkungsfeld der Freiheit, dann hat die Geschichte nicht nur den tatsächlich vollzogenen Gang der Dinge als das Unabänderliche zu entlarven, son-

dern die Möglichkeiten darzulegen, die in jedem Entscheidungsmoment nebeneinanderlagen. Auf unser konkretes Beispiel des Jahres 1908 angewandt heißt das, zu fragen, ob in diesem Augenblick das Verhängnis von 1914 sich schon entschieden hat oder ob es noch offen ist, was die europäische Zukunft an Möglichkeiten enthielt: Krieg oder Frieden, Ende des europäischen Staatensystems oder seine friedliche Wandlung zu einem Weltstaatensystem, evolutionäre Fortbildung der Gesellschaftsordnungen im Zeitalter des Hochkapitalismus zu demokratischen Formen oder revolutionären Umsturz, der erst alles Bestehende zerschlug, oder wie sonst die Gegensatzpaare noch lauten mögen.

Generationen und Zeitgenossen des Jahres 1908

Bevor wir in eine Prüfung dieser Frage eintreten, sei zuerst ein Blick auf die Generationen derer geworfen, die die Geschicke der Welt bestimmten, und derer, für die diese Zeit noch nichts weiter war als die Erfahrungszeit ihrer Jugend, von der sie geprägt wurden. Jede geschichtliche Zeit und jedes geschichtliche Jahr fügt sich uns zu einem solchen Nebeneinander verschiedener Generationen zusammen und kann nur daraus verstanden werden. Unter den Regenten, die dieser Epoche mit einer noch starken, wenn auch nicht ungebrochenen Autorität der Monarchie in vieler Hinsicht das Gesicht gaben, war Kaiser Franz Joseph der älteste, am längsten regierende; im Jahre 1908 beging er gerade mit großem Gepränge sein sechzigjähriges Regierungsjubiläum in seinem 78. Lebensjahr. Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, blickte genau auf 20 Regierungsjahre zurück und hatte noch nicht das 50. Lebensjahr erreicht. Zar Nikolaus II., der letzte der regierenden Zaren des Russischen Reiches, war erst zwölf Jahre an der Herrschaft, Victor Emanuel III. von Italien erst acht Jahre und hatte noch weitaus die längste Regierungszeit von allen Monarchen – 38 Jahre – unter

höchst wechselvollen Verhältnissen vor sich; Eduard VII. von England sieben Jahre, stand aber schon im 67. Lebensjahr und verstarb zwei Jahre später. In China endete im Jahre 1908 das Leben der Kaiserinwitwe und Regentin Tse-hi und ihres formell regierenden Sohnes Kuang-hsü. Im Dezember bestieg der letzte Kaiser der Mandschu-Dynastie, Pu-i den Thron und mußte 1911 abdanken.
Unter den demokratisch gewählten Staatsoberhäuptern vollendete der große Repräsentant imperialistischer Politik Theodore Roosevelt mit dem Ende des Jahres 1908 seine zweite Präsidentschaftsperiode; im November wurde als sein Nachfolger der Republikaner William Howard Taft gewählt. Von den Regierungschefs stand der deutsche Reichskanzler Fürst Bülow im letzten Jahr seiner Regierungszeit, der liberale britische Ministerpräsident Sir Henry Campbell-Bannerman mußte im April seinem Parteifreund Herbert Henry Asquith Platz machen; in Frankreich war Georges Clemenceau seit Oktober 1906 und noch bis zum Juli 1909 zum ersten Mal Ministerpräsident, in Italien die überragende Figur des italienischen Spätliberalismus Giovanni Giolitti seit Mai 1906 bis zum Dezember 1909 zum dritten Mal. In Österreich-Ungarn war unter den für beide Reichsteile gemeinsamen Ministerien im Jahre 1906 ein wichtiger Wechsel eingetreten: an die Stelle des Außenministers Goluchowski rückte im Oktober Freiherr von Aehrenthal, der bald eine der wichtigsten Persönlichkeiten für die Außenpolitik des Jahres 1908 werden sollte. In Rußland führte der große Agrarreformer P. A. Stolypin seit Juli 1906 die Regierung noch wenige Jahre bis zu seiner Ermordung, bis September 1911.
Es fällt auf, daß um das Jahr 1908 fast überall ein Wechsel der amtierenden Staatsmänner stattfindet, nur handelt es sich nicht eigentlich um einen Wechsel der Generationen, sondern nur um Verschiebungen innerhalb der regierenden Schicht, die so gut wie nirgends bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs vom Schauplatz abgetreten ist; bei einigen ihrer Repräsentanten lag die Zeit großer

politischer Verantwortung erst später wie bei Clemenceau und Aristide Briand, der 1908 Justizminister wurde, oder Lloyd George, im Jahre 1908 erst Handelsminister und dann Schatzkanzler, schließlich Winston Churchill, der im Jahre 1906 als Unterstaatssekretär für die Kolonien ins liberale Kabinett Campbell-Bannerman eintrat und 1908 Präsident des Handelsamts wurde; auf deutscher Seite Theobald von Bethmann Hollweg, Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Stellvertreter des Reichskanzlers Bülow, dem er 1909 folgte. Die überall vorhandenen sozialen Krisen und Erschütterungen verursachen noch nicht unmittelbar eine Labilität innerhalb der regierenden Kreise. In einzelnen Ländern wie in Frankreich (seit 1899) finden sich schon sozialistische Politiker in bürgerlichen Kabinetten, in anderen wie in Deutschland ist es sogar Parlamentariern bürgerlicher und konservativer Parteien fast unmöglich, in ein hohes Staatsamt aufzurücken.

Findet man unter den Ministern, die im Jahre 1908 Kabinetten angehörten, immerhin schon eine Reihe von Männern, die im Ersten Weltkrieg und nachher große politische Rollen spielten, so sind andere in dieser Zeit noch überhaupt nicht oder nur im zweiten Glied hervorgetreten: Friedrich Ebert versah seit 1905 die Funktionen des Sekretärs des Parteivorstands der SPD, sein späterer Nachfolger im Amt des Reichspräsidenten, Paul von Hindenburg, war seit 1903 kommandierender General in Magdeburg und nahm im Jahre 1911 seinen Abschied. Walther Rathenau hatte schon eine große Karriere in der Industrie hinter sich, vor allem als Mitglied des Vorstands der AEG (seit 1899); in den Jahren 1907 und 1908 begleitete er den Staatssekretär im Reichskolonialamt, Bernhard Dernburg, auf seinen Reisen nach den deutschen Kolonien in Afrika. Gustav Stresemann, der in den 20er Jahren Rathenau im Amt des Reichsaußenministers nachfolgte, war im Februar 1907 als jüngster Abgeordneter in den Reichstag für die Nationalliberale Partei eingezogen. Seit 1902 vertrat er als Syndikus des Verbands sächsischer

Industrieller ganz neue Formen der Verbindung von Parteipolitik und Interessenverbandspolitik; wenn Rathenau seinem Typ nach als Repräsentant großbürgerlicher Lebensformen zu gelten hat, so steht ihm in Stresemann ein Politiker des Kleinbürgertums gegenüber, das mächtig nach vorne zu drängen beginnt.

An welchem Orte und in welcher Verfassung befinden sich aber die Männer, die in den nächsten Jahrzehnten bereitstehen, um das Gefüge der sozialen und politischen Ordnung umzustoßen, das in den Jahren vor dem großen Kriege äußerlich noch gefestigt schien? Wladimir Iljitsch Uljanow-Lenin, unter dessen Einfluß sich im Jahre 1903 die Mehrheitsgruppe der russischen Sozialdemokratie, der Bolschewiki, gebildet und ihr Programm von der Partei als Elite der Berufsrevolutionäre und der terroristischen Politik ausgebildet hatte, war im Sommer 1907, nach der Auflösung der Duma und der Verschickung aller sozialdemokratischen Abgeordneten nach Sibirien zuerst nach Finnland geflohen und von dort im Dezember in abenteuerlicher Flucht über das Eis nach Schweden gelangt. Im Jahre 1908 hielt er sich zuerst in Genf, dann in Paris auf, von den meisten seiner Anhänger verlassen und ohne tatsächliche Macht über den formell ihm unterstehenden Parteiapparat. Ohne Hoffnung auf einen baldigen Sieg der Revolution schrieb er an einem theoretischen Grundwerk des Kommunismus, der Schrift über »Materialismus und Empiriokritizismus«, die eine theoretisch-philosophische Rechtfertigung seines unbedingten Willens zur Revolution enthielt. Trotzki, Lenins Gegenspieler, der Rußland ebenfalls verlassen hatte, lebte zur selben Zeit in Wien, in engem Kontakt mit den in seinen Augen verbürgerlichten österreichischen Sozialisten. Nur Stalin (Josif Wissarionowitsch Dschugaschwili) war, damals 29 Jahre alt, noch in Rußland zurückgeblieben; er organisierte im September 1907 den berühmt gewordenen Überfall auf einen Geldtransport in Tiflis und wurde im Jahre 1908 verhaftet und in das Gouvernement Wologda verbannt. – Unter den chinesi-

schen Revolutionären der nahen oder ferneren Zukunft lebte der Begründer der späteren Kuomintang Sun Yat-sen (geb. 1866) schon seit 1895 in der Emigration; 1907 verlegte er das Hauptquartier des Chinesischen Revolutionsbundes von Tokio nach Hanoi, in das französische Hinterindien, und unterstützte einen von dort geführten Einfall einer chinesischen Revolutionsarmee nach Südchina, der Ende des Jahres 1908 zusammenbrach. Seine Stunde war erst wenige Jahre später nach dem Ende der Mandschu-Herrschaft über China gekommen. Tschiang Kai-shek (geb. 1887), schon seit seiner Jugend Anhänger der chinesischen Revolutionspartei, vollendete seine militärische Ausbildung in der japanischen Militärakademie Schinbo Gokyo in Tokio, sein späterer jüngerer Gegenspieler Mao Tse-tung (geb. 1893) hatte 1908 erst ein Lebensalter von 15 Jahren erreicht und war Schüler an einer Mittelschule in Hsiang-hsiang.

Warteten die russischen Revolutionäre auf die große Stunde der kommunistischen Revolution, und wuchsen in China die künftigen Führer der Umwälzung des volkreichsten Landes der Welt heran, so bereiteten die künftigen Politiker nationaler Staaten in Osteuropa auf verschiedenen Wegen die nationale Revolution vor. Noch trat im Jahre 1908 der Professor an der Prager tschechischen Universität Thomas Masaryk, der später der erste Staatspräsident der ersten tschechoslowakischen Republik werden sollte, für das gemäßigte Programm einer österreichischen Föderation ein, die aus Gliedkörperschaften mit nationaler Autonomie bestehen sollte. Im Jahre 1907 war er von der Tschechischen Volkspartei in den österreichischen Reichsrat gewählt worden, wo er als scharfer Kritiker der österreichischen Politik im Krisenjahr 1908 auftrat. In den polnischen Gebieten des russischen Reiches war seit der ersten Russischen Revolution von 1905 die mächtige Geheimorganisation der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) unter der Führung von Józef Pilsudski gegen die russische Staatsmacht angetreten. In den Jahren 1906 bis 1908 herrschte hier ein latenter Bürgerkrieg, und

Pilsudski als Führer der nationalen Rechten in der PPS war es persönlich, der das Beispiel des militanten Kampfes geben wollte und im September 1908 einen Überfall auf einen Postzug bei Wilna leitete.

So waren die Männer schon überall, zum Teil am selben Orte, am Werke, welche die großen Kaiserreiche in Europa als Hort der Reaktion und als Gefängnis der Völker bekämpften; aber trifft dies auch für die künftigen Führer des Systems, das wir später Faschismus nennen werden, zu? Während die kommunistische und die nationaldemokratische Revolution schon ihr Programm und ihre Protagonisten besaß, die alle in den folgenden Jahrzehnten auf der Bühne der Weltgeschichte mit großen oder kleineren Rollen auftreten sollten, war die Ideologie der faschistischen und der nationalsozialistischen Revolution auch in den Köpfen ihrer Urheber noch nicht geboren: Den jungen Sozialisten Benito Mussolini trieb es unruhig umher, nachdem er von 1902 bis 1904 in der Schweiz gelebt und dort wohl bei dem Soziologen Pareto in Lausanne die Lehre vom Kreislauf der Eliten vernommen hatte. Im Jahre 1908 finden wir ihn zuerst als Lehrer an einer Privatschule und Mitarbeiter an einer sozialistischen Zeitung in Oreglia an der italienischen Riviera, schließlich als politischen Agitator, der mit den Behörden mehrfach in Konflikt gerät, in seinem Geburtsort Predappio in der Provinz Forli, wo er die gemäßigten und pazifistischen Ansichten eines sozialistischen Deputierten in einem Artikel unter dem schon an Kommendes erinnernden Titel »La filosofia della forza« angreift. 1909 wurde ihm dann im österreichischen Trient Gelegenheit geboten, seine sozialistische Politik mit irredentistischen Ideen zu versehen, bis er im Jahre 1912 das sozialistische Parteiorgan »Avanti« in Mailand übernimmt.

Noch weiter entfernt von seiner zukünftigen Rolle als Mussolini war um 1908 der um sechs Jahre jüngere Adolf Hitler, der im Februar 1908 von Linz nach Wien übersiedelte und dort ein unregel-

mäßiges Leben führte, für das sich die Spuren teilweise ganz verlieren. Die Deutungen schwanken zwischen ziellosem Vegetieren am Rande der Gesellschaft und einem relativ auskömmlichen Dasein als Gelegenheitsmaler und politisch schon sehr stark engagierter Zeitgenosse, der schließlich als Alldeutscher, Antisemit und Antimarxist Wien verläßt. So schwer faßbar dies alles ist, sicher bleibt, daß hier aus persönlichem Außenseitertum und dem erhitzten politischen Klima der Hauptstadt des Vielvölkerstaats eine höchst brisante Mischung entstanden ist, mit der später die ganze europäische Welt in die Luft gesprengt werden sollte.

Mitteleuropäische Krisen

Verfolgt man die Lebenslinien aller dieser Männer und läßt sie sich im Jahre 1908 schneiden, so erscheint dieses Jahr wie ein Kreuzungspunkt der verschiedensten Richtungen, die die Weltgeschichte einschlagen konnte und auch eingeschlagen hat. Es erscheint wie ein Moment der großen Vorbereitung kommender Ereignisse, die Europa und der Welt ein anderes Gesicht gaben. Eine solche Deutung ergibt sich nun auch, wenn man sich dem Gesamtablauf der Geschehnisse zuwendet und in sie dieses Jahr einordnet. Sie haben nichts vom Zufälligkeitscharakter an sich, der so oft in der Geschichte sich vordrängt, sondern sie wirken wie Merkmale tiefer liegender Prozesse, Symptome von Krankheiten, aber auch Kennzeichen angestauter Kräfte, die zum Durchbruch drängen. Vieles deutet darauf hin, daß das Jahr 1908 der Augenblick ist, in dem die »Vorkriegszeit« beginnt, d. h. diejenige Phase der geschichtlichen Bewegung, in der sich alle Ereignisse auf den bevorstehenden kriegerischen Konflikt hin verdichten und kaum eine Möglichkeit mehr für einen anderen Gang der Dinge offenbleibt. Dies läßt sich auf verschiedene Weise belegen, vor allem durch den Ablauf der bündnispolitischen Entscheidungen zwischen 1892 und 1907.

Das europäische Bündnissystem Bismarcks war von seinem Urheber selbst als eine »politische Gesamtsituation« bezeichnet worden, »in welcher alle Mächte, außer Frankreich, unser bedürfen und von Koalitionen gegen uns durch ihre Beziehungen zueinander nach Möglichkeit abgehalten werden«. Es war auf die Sicherheit Deutschlands und auf die Isolierung Frankreichs gerichtet, aber es hatte einen europäischen Gehalt insofern, als die Sicherheit Deutschlands nach 1871 mit dem unbedingten Interesse am europäischen und Weltfrieden zusammenfiel. Nach 1890 wurde dieses Bismarcksche System schrittweise durch ein anderes ersetzt, in dem die Isolierung Deutschlands und die Sicherheit seiner Nachbarn gegen eine deutsche Hegemonialmacht zur Dominante werden. Nicht daß dieses neue System nicht auch zu Zeiten umkehrbar oder wenigstens modifizierungsfähig zu sein schien, aber es setzte sich nach und nach gegen manche Versuche, es zu verändern, durch. Schon 1892 schlossen Rußland und Frankreich, die beiden Flankenmächte an den deutschen Grenzen, deren Zusammenschluß Bismarck immer als Alpdruck empfunden hatte, ein militärisches Hilfsabkommen, das bald zum formellen Bündnis erweitert wurde. Lag darin auch noch eine antienglische Spitze, so werden die letzten englischen und französischen Spannungen, die in den 80er und 90er Jahren im Zeitalter der kolonialen Ausbreitung einen erheblichen Schärfegrad erreicht hatten, in der Entente Cordiale von 1904 ausgeräumt, die ihrem Inhalt nach nur ein kolonialpolitischer Ausgleichsvertrag gewesen ist, tatsächlich aber das Dokument einer englisch-französischen Generalverständigung. Ihm folgte dann nur noch im Jahre 1907 ein ähnlicher Ausgleichsvertrag zwischen Großbritannien und Rußland, der aller bisherigen, auf dem unüberwindlichen Antagonismus dieser beiden Flügelmächte beruhenden deutschen Politik den Boden entzog. Die Annäherung wurde auf einer Zusammenkunft Eduards VII. mit dem Zaren Nikolaus II. am 9./10. Juni 1908 in Reval bekräftigt. Es bedurfte dann nur noch einiger militärpolitischer



Pressekonferenz bei Reichskanzler von Bulow (2. v. l.)



Kronprinz Wilhelm und Kronprinzessin Cecilie

Kaiser und Kronprinz – herzliches Einvernehmen von Pferd zu Pferd

Die Dackel Wilhelms II. beim Bad an Bord der Jacht »Hohenzollern«



Gegen die Turken: Kriegsbegeisterung in Serbien



Wahlumzug liberaler und nationaler Jungtürken in Konstantinopel





60jähriges Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs:
Der österreichische und der deutsche Kaiser schreiten die Front einer Ehrenkompanie ab
Der Huldigungsfestzug (rechts)





Der 19jährige Manuel II. – nach der Ermordung Karls I. neuer König ***von Portugal***

Ergänzungen, wie sie in die Jahre 1912 und 1913 fielen, aber als politisches System freier Verständigungsverträge ohne »formelle Verpflichtungen« – mit Ausnahme der gegenseitigen zwischen Frankreich und Rußland –, nicht also eigentlich als Einkreisung Deutschlands – dieses Wort wird zuerst 1908 gebraucht – mit agressiven Zielen, war die neue Ordnung Europas im Jahre 1908 schon vollendet.

Noch in einer anderen Hinsicht kommt man der Bedeutung der Zeit um 1908 und ihrer besonderen Stellung im geschichtlichen Prozeß auf die Spur. Von Rosa Luxemburg stammt die These, daß der Kapitalismus durch seine Ausbreitung, durch das Eindringen des Kapitals in alle Länder der Welt zwar seine Existenz verlängern könne, sich im letzten aber selbst damit ein Ende bereite. Diese These hat sich im ökonomischen Sinne sicher nicht bewahrheitet, aber wenn man sie *mutatis mutandis* auf das politische Feld überträgt, so erweist sich, daß sie ein Körnchen Wahrheit enthält: Das politische System des Imperialismus setzte für sein Funktionieren und seinen Fortbestand ohne eine allgemeine kriegerische Konflagration voraus, daß es politisch leere Räume gab, in die Energien der Mächte abgeleitet werden, in denen sie ein Wirkungsfeld finden konnten. So ist dieses System seit den 70er und 80er Jahren durch ein beständiges Wachstum seines Wirkungsfelds ausgezeichnet gewesen: Immer neue Länder wurden darin einbezogen, bis zuletzt nur noch diejenigen übrigblieben, in denen wie in China oder im Osmanischen Reich Aufteilung und unmittelbare Einflußnahme durch gegenseitige Rivalität blockiert blieben.

Dieses politische Wachstum der von imperialistischen Mächten beherrschten Welt war bis 1907 fortgeschritten und hatte dann, von geringen Ausnahmen und der besonderen Entwicklung in China und in der Türkei abgesehen, sein Ende gefunden. In einer ganzen Reihe von Verträgen hatten die Mächte ihre Interessen in Afrika und in Asien abgegrenzt: so im Sudan-Vertrag von 1899, der die

britischen und französischen Interessensphären in Zentralafrika abgrenzte, in der Entente Cordiale von 1904, die in der Hauptsache nur eine Verständigung über Englands Stellung in Ägypten und Frankreichs Anrecht auf Marokko war, schließlich im englisch-russischen Vertrag von 1907, der Persien in eine russische und eine britische Interessensphäre teilte und eine Konvention über Afghanistan und Tibet enthielt. Die Politik der Friedenswahrung durch Expansion war damit an ihrem Schlußpunkt angelangt; es sind seither nur noch geringfügige territoriale Verschiebungen eingetreten: die endgültige Bestätigung der französischen Herrschaft über Marokko, die Erwerbung Libyens durch Italien – abgesehen von der nur administrativen Übergabe des Kongogebietes von König Leopold an Belgien im Jahre 1908.
Der russisch-japanische Krieg von 1904/05 war schon ein erstes Symptom dafür, daß die Politik der friedlichen Interessen-Abgrenzungen sich nicht mehr fortsetzen ließ. Er und sein für Rußland negativer Ausgang verursachten dann auch die Rückkehr Rußlands nach Europa und auf den Balkan und trugen damit dazu bei, die europäischen Spannungen zu versteifen und sie schließlich unüberbrückbar zu machen. In diesem Zusammenhang kommt dem Jahre 1908, wie wir noch sehen werden, eine ganz besondere Bedeutung zu. Es mag nicht nur als Zufall gewertet werden, daß jetzt in diesem Augenblick – auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 wie schon vorher auf der ersten von 1899 – der Versuch unternommen wurde, das System der auf dem Gleichgewicht der Macht und der Rüstungen beruhenden Friedenswahrung durch Abrüstung und Schiedsgerichtsbarkeit zu ergänzen, wenn nicht zu ersetzen. Immerhin war daraus eine Normierung des Kriegsrechts in der Haager Landkriegsordnung hervorgegangen, das der absoluten rechtlosen Willkür im Kriege eine Grenze setzen sollte.
Die europäische Politik war jetzt in eine gefährliche Nähe zu kriegerischen Entladungen geraten. Das Deutsche Reich, militärisch im-

mer noch die stärkste europäische Landmacht, solange Rußland durch innere Wirren und äußere Konflikte geschwächt blieb, hatte seit den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts sich angeschickt, eine starke Schlachtflotte zu bauen, und war in die Reihe der ersten Seemächte aufgerückt, was England als Bedrohung seiner Oberherrschaft zur See, der Basis seiner Machtstellung, empfinden mußte.

Prestigedenken ohne Maß und Ziel

Gestärkt durch die Abkommen mit Rußland und Frankreich suchte die britische Politik im Jahre 1908 mit Deutschland zu einer Verhandlung über die Flottenfrage zu gelangen, bevor die deutsche Marine durch den Bau der schwersten Schiffe, der sogenannten Dreadnoughts, den englischen Vorsprung in diesem neuen Schiffstyp aufgeholt hatte. Alfred von Tirpitz, der Staatssekretär des Reichsmarineamts, und unter seinem Einfluß der Kaiser lehnten solche Verhandlungen als Eingriff in die deutsche Souveränität ab, ohne zu sehen, wie sich jetzt eine Waffe, die der militärischen Sicherung der deutschen Vormachtstellung auch zur See dienen sollte, zu einer lebensbedrohenden politischen Gefährdung der deutschen Sicherheit auswuchs.

Der nüchterne politische Kalkül wurde einem nationalen Prestigedenken ohne Maß, aber ebenso auch ohne konkretes Ziel geopfert. Reichskanzler Fürst Bülow, der nicht ohne Mitschuld an dieser Entwicklung war, blieb ungehört, als er sagte: »Wenn wir jede Verständigung über den Flottenbau kategorisch und für immer ablehnen, so wächst die Verstimmung in England in geometrischer Progression; damit entsteht natürlich doch eine reelle Kriegsgefahr, und vor allem baut England mehr wie je.«

Solche Argumentationen verfingen nicht gegenüber Stimmungen in der breiten Öffentlichkeit, deren Ausdruck und keineswegs Urheber der Kaiser war und hinter denen der Geltungswille einer

unerhört vitalen, in ihrer äußeren Entwicklung später als andere Völker zu Einfluß gelangten Nation stand. Die verhängnisvolle Kollision eines mächtigen politischen Lebensdranges, der sich in grandioser, aber fehlgreifender Selbstüberschätzung das Äußerste zutraute, und eines natürlichen, weil geographisch bedingten Mangels an Sicherheit führte dazu, daß das Reich in den Abgrund stürzte.
Im August 1908, bei einem Besuch des englischen Königs bei Wilhelm II. in Kronberg im Taunus, fiel eine wichtige Entscheidung über die Flottenpolitik: Die deutsche Politik, als deren Anwalt der Kaiser selbst auftrat, lehnte ein Gespräch über den Flottenbau, seine Reduzierung oder seine Verlangsamung, brüsk ab. Wilhelm II. berichtet darüber selbst an den Reichskanzler und informiert ihn über seine Gespräche mit dem Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge, der als Vertreter des Außenministers Grey den König begleitete. Hardinge stellt an den Kaiser die Frage: »Can't you put a stop to your building? Or build less ships?« Der Kaiser antwortete: »Das Maß der maritimen Rüstung Deutschlands richtet sich nach seinen Interessen und Bedürfnissen, ist ein defensives und bestimmt nicht gegen eine Nation, am wenigsten gegen England gerichtet. Sie sind keine Drohung für Sie, die Sie augenblicklich alle an Gespensterfurcht leiden.« Der Bericht fährt fort: »Er: ›Aber ein Arrangement müßte doch getroffen werden, um den Bau einzuschränken. You must stop or build slower‹. Ich: ›Then we shall fight for it is a question of national honour and dignity‹. Und dabei sah ich ihm fest und scharf in die Augen!«
Dies war gewissermaßen das Vorspiel zu einem letzten Anlauf, der dann im Februar 1912 unter Bülows Nachfolger Bethmann Hollweg mit dem Besuch Lord Haldanes in Berlin gemacht werden sollte – doch auch dieser blieb ohne Erfolg.
Das deutsch-englische Verhältnis war unbedingt die Dominante in der europäischen Weltpolitik des Jahrzehntes vor dem Ausbruch des großen Krieges, aber die Ursachen des säkularen Konflikts lagen

an anderer Stelle, mehr im kontinentalen, sozusagen kleineuropäischen Bereich. Die Balkanfrage war in der Bismarck-Ära der 70er und 80er Jahre des 19. Jahrhunderts schlechthin der Krisenherd der europäischen Politik gewesen, hinter dem alles andere zurücktrat. Dies ist vor allem daraus zu erklären, daß hier die verschiedensten Interessen sich bündelten: die fortschreitende nationale Emanzipationsbewegung, die Selbstbehauptung der habsburgischen Monarchie ihr gegenüber, der russische Drang an die Meerengen und die Gegenwehr der englischen Politik, in deren Zentrum die Sicherung der Wege nach Indien stand.

Krisenherd Balkan

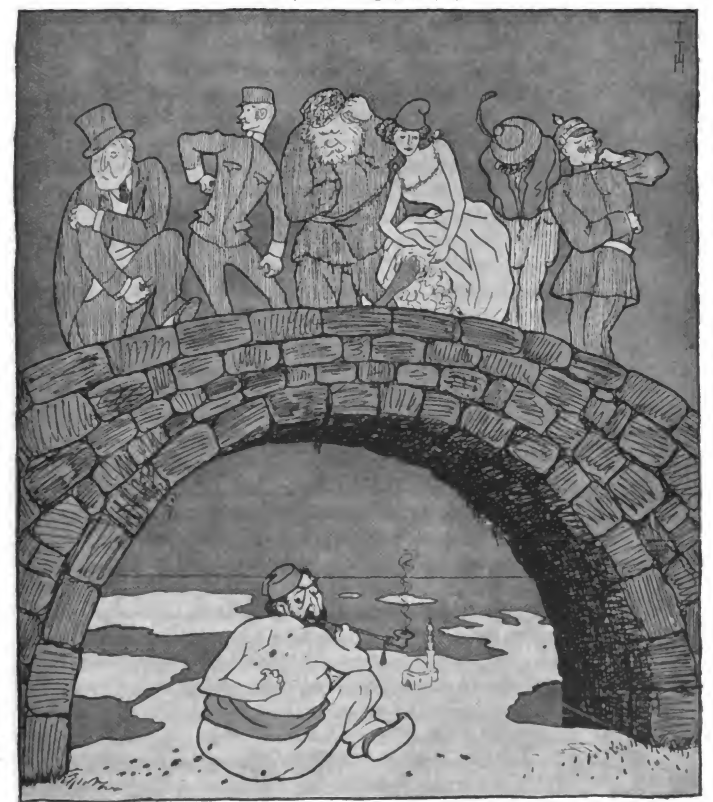
Von 1887/88 bis 1908 war dann eine Ära relativer Ruhe auf dem Balkan gefolgt, es war genau die Zeit, in der die europäischen Mächte in Afrika und Asien expandierten und die daraus erwachsenden Spannungen untereinander auszugleichen versuchten. Nach seiner Niederlage im Fernen Osten erhielt für Rußland das Ziel der Beherrschung der Meerengen eine neue Faszinationskraft und, in Verbindung damit, das Patronat über die slawischen Balkanvölker. Wie des öfteren in der Geschichte der Weltexpansion der europäischen Mächte erschien die Stoßrichtung als ein sekundäres Phänomen, das weniger von vitalen Interessen als durch die Ablenkung von ursprünglichen Zielen diktiert wurde. In Südosteuropa stieß Rußland sowohl auf Widerstand der britischen Seemacht als auf die Abwehr der Landmacht Österreich-Ungarn.
Diese stand in der heftigsten Abwehr der südslawischen Nationalbewegung, die seine Südostflanke einschließlich der seit 1878 okkupierten, formell unter osmanischer Oberhoheit bleibenden Gebiete Bosniens und der Herzegowina bedrohte. Als unwägbares Moment kam hinzu, daß die österreichische Monarchie als einzige der großen europäischen Mächte sich an der kolonialen Ausbreitung nicht

[illegible] hatte und wohl auch nicht befriedigen konnte, aber das [illegible] nach einer Art imperialer Selbstbestätigung verspürte. [illegible] unter dem Außenminister Freiherr von Aehrenthal (seit [illegible]) zum ersten Mal [illegible] in dem Generalstabs-chef [illegible] hatte eine [illegible] und aggressive Politik vor allem gegenüber Serbien einen mächtigen und gegenüber [illegible] Fürsprecher.

[illegible] Politik der Monarchie konnte allerdings nur sehr [illegible] die Niederwerfung Serbiens, [illegible] Nationalismus [illegible] in irgendeiner Form. [illegible] Einheit innen-[illegible] hervor: Jede [illegible] und den von [illegible] im Gesamtstaat [illegible] werden konnte. [illegible] geschlossener [illegible] und der Ausicht [illegible] Nachbarn [illegible].

[illegible] schon im allgemeinen [illegible] der Monarchie [illegible] eine unmittelbare [illegible] Reich die [illegible] die Auswirkungen [illegible] sie [illegible] wenn auch [illegible] und von [illegible] Positionen [illegible] Bulgarien [illegible] am selben [illegible] Souve-

Die Politik der Insektenstiche



Wenn es einen da unten juckt, kratzt sich ganz Europa.

Gegenüberliegende Seite: Eine Zeichnung von Th. Th. Heine zum Thema Balkan

beteiligt hatte und wohl auch nicht beteiligen konnte, aber das Bedürfnis nach einer Art imperialer Selbstbestätigung verspürte. Dies wurde unter dem Außenminister Freiherr von Aehrenthal (seit Oktober 1906) zum ersten Mal offenkundig; in dem Generalstabschef Conrad von Hötzendorf hatte eine militante und aggressive Politik vor allem gegenüber Serbien einen mächtigen und gegenüber allen Beschwichtigungen unnachgiebigen Fürsprecher.

Eine »imperiale« Politik der Monarchie konnte allerdings nur sehr begrenzte kontinentale Ziele haben, so die Niederwerfung Serbiens, des Aktionszentrums eines vehementen südslawischen Nationalismus, und seine Eingliederung in die Monarchie in irgendeiner Form. Aber an dieser Stelle trat dann sofort die untrennbare Einheit innen- und außenpolitischer Probleme für die Monarchie hervor: Jede Veränderung des Verhältnisses zum Südslawentum und den von ihm bewohnten Gebieten rief eine Gewichtsveränderung im Gesamtstaat hervor, die dann nur schwer ausgeglichen werden konnte. Es blieb ein Unterschied zwischen der Expansion geschlossener Nationalstaaten (noch dazu in überseeischen Gebieten) und der Ausbreitung eines Vielvölkerstaats auf Gebiete in seiner nächsten Nachbarschaft.

War die österreichische Politik unter Aehrenthal schon im allgemeinen in einer Art Bereitschaftsstellung, um die Position der Monarchie auf dem Balkan zu stärken, so wurde eine unmittelbare Aktion ausgelöst, als sich im Juli 1908 im Osmanischen Reich die liberale und nationale jungtürkische Bewegung erhob; die Auswirkungen dieser Revolution waren nicht abzusehen. Sehr bald rief sie Reaktionen in den Gebieten hervor, die noch in einem wenn auch fiktiven Abhängigkeitsverhältnis von der Pforte standen und von einer erneuerten Türkei eine Schwächung ihrer Rechte und Positionen befürchteten. So proklamierte Fürst Ferdinand von Bulgarien sein Land am 5. Oktober zum unabhängigen Königreich; am selben Tage erklärte Kaiser Franz Joseph, daß er die Rechte seiner Souve-

Die Politik der Insektenstiche



Wenn es einen da unten juckt, kratzt sich ganz Europa.

ränität auf das seit dem Berliner Kongreß von 1878 okkupierte und verwaltete Bosnien und die Herzegowina erstrecke und die für das Kaiserhaus geltende Erbfolgeordnung auch für diese Länder in Wirksamkeit setze. Als Kompensation verfügte er die Räumung des bisher von österreichischen Truppen besetzten Sandschaks von Novibazar, eines zwischen Montenegro und Serbien keilförmig vorstoßenden, unter türkischer Herrschaft stehenden Landstrichs, der noch vorher in österreichischen Plänen als Basis für einen nach Griechenland gerichteten Bahnbau erschienen war.

Wenn man diese Konzession miteinrechnet, handelte es sich bei dem österreichischen Vorgehen keineswegs um einen realen Machtgewinn, höchstens um die äußere Stabilisierung der Beziehungen zu einem Entwicklungsgebiet, in das die Monarchie in 30 Jahren erhebliche administrative und materielle Kräfte investiert hatte. Aber die politische Ordnung auf dem Balkan stand auf zu schwachen Fundamenten und war so vielfältig unterminiert, daß jede kleinste Korrektur sie zum Einsturz bringen konnte.

Aehrenthal war sich dieser Gefahr durchaus bewußt, glaubte aber wenige Wochen vor der Aktion durch eine Unterredung mit dem russischen Außenminister Iswolski einen russischen Einspruch ausgeschaltet zu haben: Er will dem Russen zugesagt haben, der Freigabe des Bosporus für die Durchfahrt russischer Kriegsschiffe, diesem alten, durch die Meerengenverträge seit 1841 verbauten Ziel der russischen Politik, zuzustimmen. Damit verband sich die sehr begrenzte lokale Gleichgewichtsverschiebung auf dem Balkan zugleich mit einer weltpolitischen Frage ersten Ranges und dies um so mehr, als sich sehr bald herausstellte, daß England keineswegs einer solchen Veränderung des Systems der Meerengen seine Genehmigung zu geben bereit war.

Während Österreich sich seine Beute holte, blieb Rußland um die seine betrogen, was letzten Endes zu einer gefährlichen Verstimmung zwischen beiden Mächten führen mußte. Die russische Politik

geriet aber noch aus einem weiteren Grund in eine Klemme: Die schärfste Reaktion auf das österreichische Vorgehen kam aus Serbien, das seine nationalen Ziele in den zu befreienden südslawischen Territorien bedroht sah. Rußland als Protektor der nationalen Bewegungen der Balkanslawen mußte sich an seine Seite stellen, während auf der Gegenseite in Österreich, vor allem bei Militärs wie Feldmarschall Conrad von Hötzendorf, die gefährliche Neigung wuchs, die serbische Drohung mit Gewalt zu beseitigen.

Schließlich wurde erst nach einem monatelangen Schwebezustand im Frühjahr 1909 durch das Einlenken der russischen Regierung die Krise friedlich beigelegt. Rußland und auch die unmittelbar betroffene Türkei stimmten der österreichischen Annexion des Gebietes zu, auf dessen Boden, in Sarajewo, dann die Schüsse fallen sollten, die den Ersten Weltkrieg entfesselten.

Auf diesen Ausgang mag Deutschlands Einstehen für seinen Bundesgenossen, seine »Nibelungentreue«, eingewirkt haben, die anders als 1914 zur Rettung des Friedens beitrug; ausschlaggebend war sicher die mangelnde militärische Bereitschaft Rußlands kurz nach der Niederlage im Fernen Osten gewesen, nicht so sehr der kritische Zustand der innenpolitischen und sozialen Verhältnisse des Landes nach der ersten Revolutionswelle, den die herrschende Oberschicht Rußlands kaum zum Anlaß nahm, ihre weitgespannten außenpolitischen Ziele zurückzustecken.

Die Krise von 1908/09 ist darum nur eine Episode geblieben; aber sieht man sie näher an, so entdeckt man, daß sie die meisten Elemente der Julikrise von 1914 bereits enthält: den Gegensatz zwischen dem Nationalismus der südslawischen Völker, voran Serbiens, und der multinationalen Monarchie, der in Österreich die Neigung zu einer begrenzten militärischen Aktion gegen Serbien entstehen ließ; die Gefahr, daß ein solches Unternehmen den Krieg mit Rußland bedeuten würde, und die Verstrickung Deutschlands in diesen russisch-österreichischen Gegensatz; die weltpolitische Gegner-

schaft Englands und Deutschlands, die im Hintergrund jeder lokalen Krise stand und ihr erst Gewicht verlieh; im Zusammenhang damit das Verhältnis von kleinem und großem, lokalem und allgemeinem Krieg, das alle Kalkulationen nicht anders als im Jahre 1914 beherrschte.

Außerdem muß noch an die Mischung von diplomatischem Kalkül und nationalem Prestigedenken erinnert werden, die mit verschiedener Verteilung bei den großen und kleinen Mächten festgestellt werden kann. Seit dem Jahre 1908 ist die schwelende Krise auf dem Balkan bis zum Kriegsausbruch nicht mehr überwunden worden, blieb das Balkanproblem in seinen verschiedenen Nuancierungen der gefahrenreichste Krisenherd, zu dem nur noch die Marokkofrage hinzutrat, die auch zwischen den Marokkokrisen von 1905/06 und 1911 gerade im Jahre 1908 ein diplomatisches Problem ersten Ranges war. Die Konstellation der Mächte hat sich seither nicht mehr wesentlich geändert.

Der »Pfahl in unserem Fleische«

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg überschattete die große Politik mit ihren bedrohlichen Aspekten das Leben der Staaten und Völker. Jedoch wäre es verfehlt, ihr auch im Bewußtsein dieser Zeit einen unbedingten Primat zuerkennen zu wollen. Vielmehr war das äußere Verhältnis der Staaten zueinander in vielfältiger Weise durch soziale, nationale und bevölkerungspolitische Fragen bedingt. Das galt in erster Linie für alle ökonomischen Probleme, die im System der protektionistischen Staatswirtschaften immer zugleich eine politische und eine wirtschaftliche Seite hatten, so daß selbst leichte Konjunkturschwankungen nach unten, wie sie für 1908 verzeichnet werden, nicht ohne Rückwirkungen auf die Politik blieben.

Nicht anders übten ideologische Faktoren wie die nationalen Befreiungsbewegungen ihren Einfluß auf die Staatenbeziehungen aus.

Das wurde schon bei den verwickelten Balkanfragen deutlich, läßt sich aber auch für die Beziehungen Italiens zu seinem Dreibund-Verbündeten Österreich-Ungarn nachweisen, die weiterhin unter dem Druck irredentistischer Bestrebungen der Italiener stehen. Als es zu Zusammenstößen an der Wiener Universität zwischen deutschen und italienischen Studenten kommt, finden diese in ganz Italien ein lebhaftes und erregtes Echo und führen an verschiedenen Orten zu anti-österreichischen Kundgebungen. Nur mühsam gelingt es der italienischen Regierung angesichts der Ereignisse in Bosnien den offiziellen Dreibundkurs aufrechtzuerhalten, der in Wahrheit schon längst zur leeren Form geworden ist. Kein europäischer Staat hat die absolute Geltung der reinen Lehre vom Nationalstaat so uneingeschränkt und bis in die Konsequenzen einer offenen irredentistischen Politik unterstützt wie Italien. Von den kleineren Mächten ist ihm Serbien an die Seite zu stellen. Beide, die italienische und die serbisch-südslawische Bewegung, bedrohten die Integrität der österreichischen Monarchie, die mit ihren Entscheidungen von 1908 noch einmal, zum letzten Mal, den Beweis antreten wollte für die Lebensfähigkeit eines multinationalen, dynastischen Staates in einer vom nationalen Staatsgedanken beherrschten Welt.

Das nationale Problem schwelte aber auch noch in anderen Teilen Europas, nicht zuletzt im Deutschen Reich, das als nationaler Staat gegründet worden war und sich immer mehr in der territorialen Ausdehnung, die es 1871 erlangt hatte, als der Nationalstaat der Deutschen empfand. Doch konnte nicht daran vorbeigesehen werden, daß dieses Reich Millionen von nichtdeutschen und, wie im Elsaß, von nur deutschsprachigen Bewohnern umfaßte, die gegen ihre Zugehörigkeit zu dem nationalen Reich der Deutschen einen Protest im Namen des nationalen Selbstbestimmungsrechts angemeldet hatten: so die Dänen im Norden und vor allem die Polen im Osten.

Die polnische Frage in den preußischen Ostprovinzen wurde zu einer schweren Hypothek für die nationaldeutsche Politik, sie wurde

es um so mehr, je stärker die nationalen Abwehrkräfte des »polnischen Gemeinwesens im preußischen Staat« geworden waren und je weniger mit Waffen staatlicher Politik die gesellschaftspolitische Aktion der polnischen Gegner entscheidend getroffen werden konnte. So griff man in Abwehr und Angriff zugleich zu den Mitteln der Germanisierung der Menschen und dann des Bodens in Schul-, Sprach- und Ansiedlungsgesetzen, ohne den Behauptungswillen der Polen, die sogar eine erhebliche soziale und demographische Überlegenheit an den Tag legten, brechen zu können. Niemals hat sich die preußisch-deutsche Polenpolitik aus dem Dilemma zwischen nationalkultureller Toleranz und nationalstaatlicher Assimilation gelöst, das ihr aus der Vergangenheit überkommen war.

In der alten preußischen Tradition gab es durchaus die Richtung einer national neutralen Staatspolitik, die sich mit der Existenz verschiedener Nationalitäten vertrug und der auch noch Bismarck nahestand. Dazu kam seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die liberale Nationalidee, für welche die Wahrung der kulturellen und sprachlichen Lebensformen nationaler Minderheiten ein humanitäres und sittliches Gebot war, an das man sich auch im allgemeinen noch in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 hielt. Erst der spätere Liberalismus vertrat den nationalen Assimilationswillen des Nationalstaats, und einer seiner Vertreter nannte es dann eine »Ungereimtheit, daß man alles nationelle Ungeziefer konservieren müsse«. In einer gerade im Jahre 1908 erschienenen Schrift aus den Kreisen des sogenannten Ostmarkenvereins hieß es drastisch mit deutlicher Spitze gegen jede Milderung der preußisch-deutschen Sprachenpolitik im Osten: »Jedes gesunde Staatsvolk, jeder gesunde Volksstaat muß wollen, daß seine Volkssprache die Staatssprache und seine Staatssprache die Volkssprache wird.«

Das Jahr 1908 zeigt, wie unsicher zwischen diesen zwei Polen die preußisch-deutsche Nationalitätenpolitik schwankte. Auf dem Boden der Reichspolitik führte eine von den Parteien der Mitte und

der bürgerlichen Linken getragenen liberalere Politik zu einer relativ toleranten Fassung des Sprachenparagraphen im Reichsvereinsgesetz vom März 1908, nach dessen § 7 Bevölkerungsteilen mit nichtdeutscher Muttersprache, wenn sie 60 Prozent der Gesamtbevölkerung in einem Kreis übersteigen, für 20 Jahre der Mitgebrauch der nichtdeutschen Sprache in öffentlichen Versammlungen gestattet sein sollte – eine die Entscheidung aufschiebende, im Grunde auf fortschreitende Assimilation spekulierende, aber für den Augenblick eine mildere Praxis erlaubende Regelung.

Die Aussprache, die über dieses Gesetz im Reichstag geführt wurde, war die letzte große nationalitätenpolitische Diskussion vor dem Ausbruch des Krieges, und sie stand schon im Zeichen einer tiefen Resignation, die den Staatssekretär im Reichsamt des Innern Bethmann Hollweg von der »Unsicherheit des nationalen Empfindens« als dem »Pfahl in unserem Fleische« sprechen ließ. Sowohl diejenigen, welche die Vollendung des Nationalstaats mit den verzweifeltsten Mitteln und mit dem Grundsatz »Macht geht vor Recht« erzwingen wollten, wie auf der anderen Seite die Befürworter von Sprachfreiheit, die Verteidiger der Humanität gegenüber dem Sprachzwang, als die jetzt in der Erbschaft der Liberalen die Sozialisten auftraten, glaubten im Grunde nicht mehr an einen Erfolg der deutschen Politik in der polnischen Frage. Die Krise des Nationalstaats zeigte sich, fast logisch, an der Stelle, wo sein ureigenes Prinzip durch ihn selbst in Frage gestellt wurde.

Das wurde noch deutlicher in Auseinandersetzungen um die wenige Wochen vorher beschlossene »Ostmarkenvorlage« im preußischen Landtag. Sie verlieh dem Staate das Recht, »in den Bezirken, in denen die Sicherung des Deutschtums nicht anders als durch Stärkung und Abrundung deutscher Niederlassungen mittels Ansiedlungen möglich erscheint, die hierzu erforderlichen Grundstücke in einer Gesamtfläche von nicht mehr als 70000 Hektaren nötigenfalls im Wege der Enteignung zu erwerben«. Dieses Gesetz, das der

Ansiedlungspolitik deutscher Bauern in den Ostprovinzen einen größeren Spielraum sichern sollte, hatte geringere faktische Auswirkungen, die sich nur auf wenige Fälle reduzieren lassen, als prinzipielle Bedeutung: Die forcierte Idee der Wahrung und Vermehrung des nationalen Besitzstands wurde zum Mittel, um in den Bereich des persönlichen Eigentumsrechtes einzugreifen, auf dem die bestehende Gesellschafts- und Rechtsordnung des bürgerlich-feudal bestimmten Reiches ruhte. Die Heiligkeit des Privateigentums sollte hinter dem Existenzbedürfnis des Staates zurücktreten, ein Schritt von einer großen Tragweite, wenn auch sicher eine letzte Konsequenz aus dem Prinzip der nationalstaatlichen Souveränität.

Wilhelm II. – ein Volkskaiser?

Man könnte einwenden, daß es sich hier doch nur um Randerscheinungen der nationalstaatlichen Politik handelte und daß es daneben noch viel entscheidendere Fragen gab, die ins Mark der großen staatlich verfaßten Gesellschaftskörper gingen, Fragen in erster Linie, bei denen das Verhältnis von politischer und gesellschaftlicher Verfassung auf dem Spiele stand. Vor Entscheidungen dieser Art waren seit der Jahrhundertwende mehrere der großen Nationen Europas gestellt gewesen: zuerst Frankreich in der »Affäre« des Dreyfus-Prozesses, die dieses Land an den Rand einer Staatskrise brachte und zu einem inneren Kurswechsel führte, der sich in den großen Gesetzen der Trennung von Kirche und Staat und dem Durchbruch des laizistischen Staates niederschlug. Dann Rußland in der ersten Revolution von 1905, die auf dem Weg zur konstitutionellen Monarchie mit parlamentarischen Institutionen nicht bis zum Ziele gehen konnte und schließlich, namentlich durch die zweimalige Auflösung der widerspenstigen Duma im Jahre 1907, zum Teil rückgängig gemacht wurde. Endlich Deutschland, das seine innere Krise im Jahre 1908 durchlebte.

Um diese Krise ganz zu verstehen, muß man von der Verfassungsstruktur des Kaiserreiches von 1871 und seinen seitherigen Wandlungen ausgehen. Bismarcks Reich war eine Schöpfung, die durch eine Verbindung preußischer Machtpolitik und nationalstaatlicher Bewegung zustande gekommen war. Dieser Kompromißcharakter des Reiches schlug sich nieder in einem Verfassungssystem, das sowohl monarchisch-autoritäre wie föderative und nationaldemokratische Elemente enthielt. Der Kaiser an der Spitze war nicht als Reichssouverän gedacht, sondern als »Präsidium« des Bundesrats, des Organs der verbündeten Regierungen, ausgestattet allerdings außerdem mit der Machtfülle des Bundesfeldherrn. Seine wichtigste politische Funktion bestand in der Ernennung und Entlassung des Reichskanzlers als des verantwortlichen Leiters der Reichsgeschäfte, der nur an das Vertrauen des Kaisers gebunden war. Der Bundesrat bildete das oberste Organ des Bundesstaats, dem ursprünglich wohl eine Art kollektive Regierungsfunktion zukommen sollte und der auch der Ort in der Verfassung gewesen ist, an dem sich die Hegemonie Preußens auswirkte. Endlich der Reichstag als ein Organ der Gesetzgebung, nicht der Kontrolle über die Regierung, gewählt nach dem weitestgehenden Wahlrecht der Zeit, aber ausgestattet mit dahinter weit zurückstehenden politischen Funktionen.
Diese Verfassungsordnung entsprach der politischen Machtlage von 1871, die sich später erheblich wandelte: Der Druck der in Parteien organisierten nationalen Gesellschaft und ihrer Klassen und Gruppen wuchs nicht zuletzt in der Auswirkung des allgemeinen Wahlrechts mit der zunehmenden Industrialisierung des Reiches. Der Einfluß der Exekutive, d. h. des Reichskanzlers und seiner Mitarbeiter, der Leiter der Reichsämter, die nicht formell Minister waren, verstärkte sich in dem Maße, in dem die Reichsaufgaben sich häuften. Die Autorität des Kaiseramts hob sich über seine anfängliche Bedeutung als Repräsentation der Hegemonialmacht im monarchischen Bundesstaat und wandelte sich zu der des Reichsmonarchen, der die

nationale Einheit verkörperte und sich auch eine gewisse plebiszitäre Basis als »Volkskaiser« schuf. Damit schien es dahin zu kommen, daß die Verkörperung des nationalen Einheitsgedankens weniger mehr beim Reichstag lag, wie es Bismarck vorgesehen hatte, als beim Kaiseramt, dessen Träger Wilhelm II. dies oft im Sinne der Verantwortung eines absoluten Fürsten mißverstand und daraus das System entwickelte, das in der Öffentlichkeit dann nicht ganz präzis und in Überschätzung des tatsächlichen Einflusses des Kaisers als »persönliches Regiment« bezeichnet wurde.
Daraus ergaben sich Spannungen, die das abgewogene, aber viel zu statisch verstandene politische Gefüge der Bismarckschen Verfassung zu sprengen drohten: Die »Verantwortlichkeit« des leitenden Reichsbeamten, des Reichskanzlers, für alle Akte der Politik drohte verwischt zu werden, sobald der Kaiser für sich unmittelbare politische Rechte in Anspruch nahm. Der Reichstag, der ohnedies gegenüber der Reichsleitung des Reichskanzlers keine direkte Kontrollfunktion hatte, war in seinen bescheidenen Rechten noch mehr eingeengt, wenn die politischen Entscheidungen sich vom Kanzler zum Kaiser verschoben.
Wohl blieb die hier gezeichnete Veränderung der Verfassungswirklichkeit schon im Hinblick auf die begrenzten persönlichen Fähigkeiten und die Sprunghaftigkeit des Kaisers mehr eine Möglichkeit als eine Realität; unter dem Eindruck der Rückschläge vor allem der äußeren Reichspolitik seit der Marokkokrise von 1905/06 wuchs jedoch die Unlust, ja die Entrüstung über das innere System. Eine kluge und aufmerksame Beobachterin der Zeitverhältnisse, die Baronin Spitzemberg, schrieb am 24. November 1907 in ihr Tagebuch: »... da will es mich oft betrüben, daß in einer Zeit, da auch unser Volk reicher, politisch mächtiger geworden denn je, wir einen Herrn haben, der das patriarchalisch-autokratische Wesen künstlich erhalten oder gar wieder auferwecken will, das lange tot ist in den Herzen seines Volkes, und damit nur Byzantinismus und Servilis-

mus einerseits, Verdruß und vorerst noch passiven Widerstand großzüchtet.« Dieser Verdruß steigerte sich, als es zu unerfreulichen und schwer kompromittierenden Prozessen gegen Männer aus der nächsten Umgebung des Kaisers wie Philipp Eulenburg kam. Die Minderung des Ansehens des Monarchen, der sich bei allen seinen Unberechenbarkeiten und Schwächen immer noch als im Einklang mit den Stimmungen breiter Schichten und in mancher Hinsicht geradezu als Sprecher des Großbürgertums fühlen konnte, kam einer Minderung des Ansehens der Monarchie sehr nahe.

Die Daily Telegraph-Affäre

Dies alles trat offen ans Tageslicht, als eine öffentliche Erklärung des Kaisers bekannt wurde, die alles in den Schatten stellte, was er bisher gesagt hatte. Am 28. Oktober 1908 veröffentlichte die Londoner Zeitung Daily Telegraph ein Interview des deutschen Kaisers mit einem ehemaligen britischen Offizier (Oberst Stewart-Wortley), das eine ganze Serie erstaunlicher Behauptungen und Feststellungen enthielt. Der Kaiser bezeichnete darin die »in weiten Kreisen der mittleren und unteren Klassen des deutschen Volkes vorherrschende Gesinnung« als »keine freundschaftliche für England. Daher spreche er gewissermaßen im Namen der Minorität im eigenen Land. Aber es sei eine Minorität aus den besten Elementen, geradeso, wie dies in England mit Beziehung auf Deutschland der Fall sei ... Er strebe unablässig danach, die Beziehungen zu England zu verbessern. Dieses aber entgegne, er sei dessen Erzfeind.«
Besonders gravierend war all das, was der Kaiser über sein Verhalten zu England in der Zeit der Burenkriege aussprach; die deutsche Öffentlichkeit und auch die Weltöffentlichkeit mußte es geradezu als sensationell empfinden, wenn sie las: »Er sagte, daß die Engländer im allgemeinen der Ansicht seien, Deutschland sei ihnen während der Dauer des südafrikanischen Krieges feindlich gesinnt

gewesen. In der Tat hätten sich öffentliche und private Meinung damals feindlich verhalten. Aber als dann die Abgesandten der Buren eine Intervention Europas zu erlangen versuchten und in Holland und Frankreich gefeiert wurden, da habe er, der Kaiser, es abgelehnt, sie zu empfangen. Ist diese Tat, so fragte der Kaiser, die die Reise der Burengesandten zum endgültigen Mißlingen brachte, die Tat eines heimlichen Feindes gewesen? Und weiter: Als der Burenkrieg auf seiner Höhe war, hatten die Regierungen von Frankreich und Rußland an Deutschland das Ersuchen gerichtet, sich mit ihnen zu vereinigen und England aufzufordern, dem Krieg ein Ende zu machen, um die Burenrepubliken zu retten und England bis in den Staub zu demütigen. Da habe der Kaiser erwidert, daß Deutschland sich immer da von einer Politik fernhalten müsse, die es mit einer Seemacht wie England in Verwicklungen bringen könne. Die Nachwelt, so fügte der Kaiser hinzu, wird eines Tages den genauen Wortlaut des Telegramms lesen, das jetzt in den Archiven von Windsor-Castle liegt und in dem ich den König von England von der Antwort in Kenntnis gesetzt habe, die ich den Mächten gab, die damals danach trachteten, England zu Fall zu bringen. Die Engländer, die mich heute dadurch beleidigen, daß sie meine Worte in Zweifel ziehen, sollten daraus erkennen, wie ich in der Stunde ihrer Gefahr gehandelt habe. Der Kaiser fuhr fort: Im Dezember 1899, in düsteren Unglückswochen, erhielt ich einen Brief von meiner verehrten Großmutter (der Königin Victoria), auf welchen ich eine mitfühlende Antwort schickte. Ich tat mehr, ich ließ durch einen Offizier einen genauen Bericht über die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten in Südafrika und über die gegenwärtige Stellung der einander gegenüberstehenden Streitkräfte beschaffen. Mit den Plänen vor mir, so fuhr der Kaiser fort, arbeitete ich den nach meiner Ansicht besten Feldzugsplan aus, unterbreitete ihn meinem Generalstab zur Kritik und sandte ihn dann nach England, und dieses Schriftstück ist ebenfalls unter den Staatspapieren

THE **GERMAN EMPEROR** AND **ENGLAND.**	Der **Deutsche Kaiser** und **England**
PERSONAL INTERVIEW.	**Persönliches Interview**
FRANK STATEMENT OF **WORLD POLICY.**	**Offene Darlegung** der **Weltpolitik**
PROOFS OF FRIENDSHIP	**Freundschaftsbeweise**
We have received the following communication from a source of such unimpeachable authority that we can without hesitation commend the obvious message which it conveys to the attention of the public.	Wir haben die folgende Mitteilung aus einer Quelle von so unantastbarer Autorität erhalten, daß wir ohne Zögern die deutliche Kundgebung, die sie enthält, der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen.
Discretion is the first and last quality requisite in a diplomatist, and should still be observed by those who, like myself, have long passed from public into private life. Yet moments sometimes occur in the history of nations when a calculated indiscretion proves of the highest public service, and it is for that reason that I have decided to make known the substance of a lengthy conversation which it was my recent privilege to have with his Majesty the German Emperor.	Diskretion ist die erste und letzte Eigenschaft, die man von einem Diplomaten verlangt, und sollte auch von denen noch beobachtet werden, die, wie ich selbst, längst aus dem öffentlichen Leben in das Privatleben übergegangen sind. Dennoch gibt es manchmal in der Geschichte der Nationen Augenblicke, in denen eine berechnete Indiskretion einen außerordentlichen Dienst der Öffentlichkeit gegenüber bedeutet. Deshalb habe ich mich entschlossen, die Grundgedanken einer längeren Unterredung bekanntzugeben, die mit Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser zu führen ich unlängst den Vorzug hatte.

Der Anfang des Daily Telegraph-Interviews

von Windsor-Castle. Als merkwürdiges Zusammentreffen lassen Sie mich hinzufügen, daß der von mir aufgestellte Plan demjenigen sehr nahekam, welcher wirklich von Lord Roberts (Feldmarschall, britischer Oberbefehlshaber im Burenkrieg) angenommen und glücklich von ihm ausgeführt wurde.«

Betraf dieses alles die deutsch-englischen Beziehungen, so folgten zuletzt noch Äußerungen, die geeignet waren, das deutsch-japanische Verhältnis aufs ärgste zu verletzen. Der Kaiser sprach hier über das Kardinalproblem im deutsch-englischen Verhältnis, über die deutsche Flotte, und betonte, daß Deutschland eine machtvolle Flotte haben müsse, um seinen Handel und seine mannigfaltigsten Interessen auch in den entferntesten Meeren zu schützen; in dem Interview heißt es: »Deutschland müsse für alle Eventualitäten im Fernen Osten gerüstet sein. Wer könne im voraus wissen, was sich in kommenden Tagen im Stillen Ozean ereignen werde, in Tagen, die nicht so fern seien, als manche glauben? Der Kaiser schloß: Nur auf die Stimme von Mächten mit starken Flotten wird mit Achtung gehört werden, wenn die Frage der Zukunft des Stillen Ozeans zu lösen sein wird. Es kann wohl einmal geschehen, daß England selbst froh sein wird, daß Deutschland eine Flotte hat, wenn beide Länder gemeinsam auf derselben Seite ihre Stimme erheben werden in den großen Debatten der Zukunft.«

Man muß diese Sätze im vollen Wortlaut auf sich wirken lassen, um ihre ganze ungeheuerliche Ungeschicktheit zu verstehen, diese fatale Mischung aus Renommiersucht und Anbiederei, aus zweifellos absolut unrichtigen, mit der offiziellen deutschen Politik in keiner Weise übereinstimmenden und sachlich zutreffenden, wenn auch im Zusammenhang mißverständlichen Behauptungen.

Das Interview war sicher völlig ungeeignet dafür, in England Sympathie für Deutschland zu erwerben. In Deutschland mußte es bei allen halbwegs einsichtigen Lesern tiefstes Erschrecken über den Monarchen hervorrufen. Die entscheidende Frage, die jedermann

sofort stellte, war die: Wie konnte es zu einer solchen Veröffentlichung kommen? Die halbamtliche Norddeutsche Allgemeine Zeitung verbreitete sich darüber am 31. Oktober in einer Erklärung, aus der eine Reihe von bestürzenden Tatsachen entnommen werden konnte und die sicher nicht dazu angetan war, in der Öffentlichkeit beruhigend zu wirken: Danach war der Entwurf des Interviews vom Kaiser aus seinem Hoflager in Rominten in Ostpreußen ganz korrekt an den in Norderney weilenden Reichskanzler, den Fürsten Bülow, zur Prüfung übersandt worden. Dieser hätte ihn an das Auswärtige Amt weitergegeben mit der Weisung, das Manuskript einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Als der Reichskanzler dann durch die Publikation des Daily Telegraph, »von dem Inhalt des Artikels Kenntnis erhielt, erklärte er Sr. Majestät dem Kaiser: er hätte den Entwurf des Artikels nicht selbst gelesen; anderenfalls würde er Bedenken erhoben und die Veröffentlichung widerraten haben; er betrachte sich aber als für den Vorgang allein verantwortlich und decke die ihm unterstellten Ressorts und Beamten. Gleichzeitig unterbreitete der Reichskanzler dem Kaiser sein Abschiedsgesuch. Se. Majestät der Kaiser hat diesem Gesuche keine Folge gegeben, jedoch auf Antrag des Reichskanzlers genehmigt, daß dieser durch Veröffentlichung des oben dargestellten Sachverhalts in die Lage versetzt wurde, dem ungerechten Angriff auf Se. Majestät den Kaiser den Boden zu entziehen.«

Diese Erklärung diente offensichtlich als politische Rechtfertigung des Kanzlers gegenüber der naheliegenden Vermutung, als habe er etwa die politische Tragweite der kaiserlichen Erklärungen nicht erkannt. Er nahm es dafür in Kauf, daß sein überaus nachlässiges Verfahren öffentlich bekanntgemacht wurde. Im übrigen enthielt die Erklärung Falsches und Richtiges, wenn auch das Richtige nur unter einem verhüllenden Schleier erschien.

Die Fülle von Versäumnissen, Zufällen, Nachlässigkeiten, die den Weg des bewußten Manuskripts vom kaiserlichen Hoflager zum

Reichskanzler und dann zum Auswärtigen Amt und wieder zurück bis zur Redaktion des Daily Telegraph begleitete, ist durch eine geradezu kriminalistisch vorgehende Geschichtsschreibung fast bis in alle Einzelheiten aufgedeckt worden. Bemerkenswert schien von Anfang an das Maß an Desorganisation, das sich darin zeigte, daß gleichzeitig – immerhin keineswegs während der normalen Urlaubswochen – der Kaiser in Ostpreußen, der Reichskanzler auf Norderney, der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Schoen in Berchtesgaden, der Pressechef Hamann ebenfalls auf Urlaub sich befanden, so daß bei der Behandlung der Sache im Auswärtigen Amt die in erster Linie zuständigen Beamten ausgeschaltet waren.
Der entscheidende Punkt der um die Daily Telegraph-Affäre geführten politischen wie wissenschaftlichen Diskussion war vom ersten Moment an die Frage, ob Bülow das Manuskript tatsächlich nicht gelesen oder ob er mit einer solchen Behauptung die Öffentlichkeit belogen hat. Für das eine spricht ebensoviel wie für das andere, immerhin wird man mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit davon ausgehen dürfen, daß der Reichskanzler von dem *ganzen* Inhalt des Interviews nicht Kenntnis genommen, es höchstens angelesen hat. Damit wäre Bülow wenigstens teilweise von dem politischen Vorwurf entlastet, die Bedeutung der Erklärungen Wilhelms II. nicht im ersten Augenblick durchschaut zu haben; aber es trifft ihn um so mehr der nicht minder gewichtige Vorwurf, als verantwortlicher Leiter der äußeren Politik des Reiches seine Pflicht fahrlässig verletzt zu haben. Ein anderes ergibt sich aber aus einer Prüfung der Vorgänge als sicher: Der Kaiser hat sich in diesem Falle verfassungsmäßig völlig korrekt verhalten. Es ist fast als tragische Ironie anzusehen, daß ihn die massive Anklage des »persönlichen Regiments«, die fast geschlossen von der öffentlichen Meinung und von den Parteien erhoben wurde, gerade in diesem Falle als formell Unschuldigen traf. Dies trifft allerdings nicht für den Inhalt seiner Erklärungen zu.

Denn es war gar nicht so sehr die Verfassungsfrage, die sich jetzt in den Vordergrund drängte, es war überhaupt die Entrüstung über den politischen Gehalt der Erklärungen von der obersten Stelle des Reichs, die jeder politischen Vernunft und Überlegung hohnsprechende Ungeschicklichkeit und Taktlosigkeit, mit der hier über die ernstesten Probleme der Reichspolitik gesprochen wurde, noch dazu mit der spürbaren Absicht, daß der Kaiser sich selbst gegen seine eigene Nation gewissermaßen in Schutz nahm und seine persönliche bessere Einsicht gegen die falsche Gesinnung der Deutschen stellte. Vielleicht hätte es möglich sein können, durch eine einigermaßen gewandte und aufklärende Behandlung der Öffentlichkeit den Sturm zum Abflauen zu bringen, wenn nicht das Interview und die Umstände, unter denen es erschien, nicht mehr als Einzelereignis, sondern als Symptom für eine schon fortgeschrittene Erkrankung des politischen Systems erschienen wären. Für einen Versuch, die Angelegenheit ohne Diskussion, ohne das Ausfechten der Gegensätze aus der Welt zu schaffen, war es zu spät. Es stand das ganze Verfassungssystem des Reiches zur Debatte, freilich nicht, wie man hinzufügen muß, in dem Sinne, daß eine Revolution, ein völliger Umsturz der politischen und sozialen Verhältnisse drohte. Dazu waren die politischen und sozialen Fundamente des deutschen Nationalstaats doch noch zu stark und das Bewußtsein eines unaufhaltsamen Aufstiegs, dem vor allem das wirtschaftliche Wachstum Nahrung gab, zu fest begründet.

Der Kaiser »steht zur Debatte«

Den Höhepunkt der Krise bilden die Sitzungen des Reichstags am 10./11. November. Noch nie zuvor in der Geschichte des Kaiserreichs stand die Person des Kaisers und das kaiserliche Amt so sehr im Mittelpunkt einer parlamentarischen [illegible] nie vorher wurden die verfassungspolitischen M[illegible] [illegible]schminkt

beim Namen genannt wie in diesen Tagen, so oft auch schon in den vorhergehenden Jahren davon die Rede gewesen war. Vertreter aller Parteien sprachen sich einmütig gegen das Verhalten des Kaisers aus, zuerst der Führer der Nationalliberalen Partei, der Abgeordnete Bassermann, der von einem »geradezu einmütigen Protest gegen das Eingreifen des Kaisers in die offizielle Politik Deutschlands, gegen das, was man persönliches Regiment nennt«, sprach. »Ich will nicht sprechen von den Karikaturen der Witzblätter, die sich als Majestätsbeleidigungen darstellen in einer Massenhaftigkeit, daß deren Beschlagnahme nicht redlich erscheint. Es ist bis in die Kreise der Frauen und des heranwachsenden Geschlechts das politische Interesse wachgerufen worden, und überall waltet die Ansicht vor, daß die Dinge so nicht weitergehen können.« Bassermann forderte sichere Garantien dafür, »daß das Eingreifen des persönlichen Regiments verhindert wird und daß der Kaiser in seiner politischen Betätigung sich die dem konstitutionellen Herrscher obliegende Zurückhaltung auferlegt ...« Was den Reichstag anlange, »so ist die Folge, vielleicht gute Folge solcher Vorfälle eine gewisse Machterweiterung, eine ungewollte, aber doch durch die Gewalt der Tatsachen herbeigeführte. Er muß einen größeren Einfluß gewinnen in Beziehung auf die auswärtige Politik in der Richtung, daß eine Kontrolle im verstärkten Maße durchgeführt wird«.

Der konservative Parteiführer von Heydebrand gab in seiner Rede zu, daß man der anläßlich des Kaiserinterviews zutage getretenen Erregung nicht gerecht werden würde, wenn man nicht offen ausspreche, daß es sich um einen Unmut handele, der sich seit Jahren angesammelt habe. Er unterließ es aber, den Kaiser direkt anzugreifen, betonte vielmehr, daß seine Partei auf dem verfassungsmäßigen Standpunkt stehe, »daß für die Regierungsakte des Kaisers der Kaiser nicht verantwortlich ist, sondern daß allein der Reichskanzler die Verantwortung trägt«. Das war schon eine leichte Ab-

weichung von einer parteioffiziellen Veröffentlichung der Konservativen Korrespondenz, die wenige Tage vor der Debatte erschienen war; darin wurde dem Kaiser nahegelegt, in seinen Äußerungen zukünftig eine größere Zurückhaltung zu beobachten, was als ein erstaunlicher, bis dahin noch nie dagewesener Schritt der der Monarchie am nächsten stehenden Partei empfunden wurde, aus dem sie aber jetzt im Reichstag nicht die letzten Konsequenzen zu ziehen wagte.

Von linksliberaler Seite sprach der Abgeordnete Haussmann das Wort von der »Krisis des persönlichen Regiments«. Er feierte den 11. November als einen großen Tag des Reichstags, von dem man sagen könne: Die Szene wird zum Tribunal. »Gestern und heute ist im deutschen Reichstag niemand aufgetreten, der die Handlungen des deutschen Kaisers gebilligt hätte... Wir müssen feststellen, daß der deutsche Kaiser kein Mehrer von Deutschlands Sympathien gewesen ist. Der Reichskanzler, dessen Beredsamkeit wir schon so oft aufrichtig bewundert haben, hat Wendungen gebraucht, die im Ohr des Monarchen wie eine hohe Anerkennung klingen mußten. Er hat einmal gesagt, der deutsche Kaiser darf kein Schattenkaiser sein. Er hätte auch hinzufügen müssen, er darf auch kein Sonnenkönig sein.«

Der führende Zentrumsabgeordnete, Graf Hertling, der spätere Reichskanzler im Weltkrieg, nannte den Tag einen Mahnstein in der parlamentarischen Geschichte; noch niemals sei der gute alte Brauch, die alte Maxime, die Person des Kaisers nicht in die Debatte zu ziehen, so vollkommen außer acht gelassen worden wie heute: Das deutsche Volk habe ein Recht zu verlangen, daß es dem Reichskanzler in Zukunft beschieden sein möge, ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen. Äußerungen, wie die durch den Daily Telegraph veröffentlichten seien geeignet, die staatsrechtlichen Grundlagen des Deutschen Reiches in den Augen der Ausländer zu verschieben.

In der zweitägigen Debatte, die sicher die erregteste verfassungspolitische Aussprache in der Geschichte des Kaiserreiches gewesen ist, ergriff der Reichskanzler Fürst Bülow nur einmal das Wort. Seine Stellung war äußerst prekär: Er mußte zwischen dem Kaiser, von dessen Vertrauen er abhängig blieb, da ihm dieser den erbetenen Rücktritt verweigert hatte, und dem erregten Reichstag, aus dem ihm Forderungen nach parlamentarischer Ministerverantwortlichkeit, nach Garantien gegen das persönliche Regiment entgegenschallten, einen Weg wie zwischen Skylla und Charybdis gehen, und er tat dies mit der ihm eigenen Eleganz, aber auch mit der ihn nicht weniger charakterisierenden Neigung zu flacher Harmonisierung. Seine Rede gipfelte in den Sätzen: »Meine Herren, die Einsicht, daß die Veröffentlichung seiner in England geführten Gespräche die von Sr. Majestät dem Kaiser gewollte Wirkung nicht hervorgerufen, in unserem Lande aber tiefe Erregung und schmerzliches Bedauern verursacht hat, wird, diese feste Überzeugung habe ich in diesen Tagen gewonnen, Se. Majestät den Kaiser dahin führen, ferner auch in Privatgesprächen jene Zurückhaltung zu beobachten, die im Interesse einer einheitlichen Politik und für die Autorität der Krone gleich unentbehrlich ist. Wäre es nicht so, so könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen.«
Diese Erklärung enthielt zwar eine vor dem Forum des Reichstags in der Tat ungewöhnliche und eindeutige Kritik am Kaiser, aber sie ließ die von zahlreichen Parlamentariern und von der Presse mit äußerster Dringlichkeit gestellte Frage nach den Garantien für die Wahrung einer verfassungsmäßigen Politik unbeantwortet. Dies war nun in erster Linie eine Folge des Versagens des Reichstags, der nicht vermochte, es nicht mehr bei gleichen oder ähnlichen kritischen Bekundungen der Repräsentanten seiner Fraktionen zu belassen, sondern in irgendeiner Form zu einer einheitlichen Willenskundgebung zu gelangen. Da sich die Sozialdemokraten wegen

ihrer viel weiter gehenden Forderungen einer gemeinsamen Aktion mit den an sich schon uneinigen bürgerlichen Fraktionen versagten, hing alles an der Mitwirkung der Konservativen. Aber diese schreckten trotz scharfer Kritik am Kaiser vor der Waffe einer Adresse des Reichstages an den Monarchen zurück. So blieb es bei der Meinungsbekundung der einzelnen Parteien; der Reichstag als Organ der Verfassungspolitik hatte seine große Chance versäumt, durch ein einhelliges und mutiges Eintreten für die Einhaltung der konstitutionellen Spielregeln auch seinen eigenen Einfluß nicht nur zu sichern, sondern ihn auszudehnen und so die Parlamentarisierung der Reichsverfassung voranzutreiben.
Auch das Amt des Reichskanzlers ging nicht gestärkt aus der Krise hervor. Das trifft auch auf Bülow persönlich zu: Sein finessierendes Spiel war nur darauf berechnet gewesen, ihm die Stellung zu erhalten; aber im letzten gelang ihm das nicht. Der Kaiser hat ihm sein Verhalten nie verziehen, und der Sturz des Reichskanzlers im Jahre 1909, mag er konkret andere Ursachen gehabt haben, muß doch als eine Spätwirkung der Krise vom Oktober/November 1908 verstanden werden.
Das Ende der Krise bildete nicht eine Reform der Verfassung, wie sie von linksliberaler Seite im Sinne der Forderung nach parlamentarischer Verantwortlichkeit des Reichskanzlers gefordert und am 2./3. Dezember noch einmal im Reichstag beraten wurde, sondern eine unverbindliche Zusage des Kaisers; das Ergebnis seiner entscheidenden Aussprache mit Bülow war eine Erklärung vom 17. November, in der es hieß: »Unbeirrt durch die von Ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik, erblicke Er Seine vornehmste Kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reichs und der Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Demgemäß billigte Se. Majestät der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstag und versicherte den Fürsten von Bülow Seines Vertrauens.«

Gegenüberliegende Seite: Eine Zeichnung von Th. Th. Heine

Damit war die Verfassungskrise durch einen dilatorischen Formelkompromiß aufgehoben; freilich hieß das nicht, daß ihre Ursachen dadurch beseitigt waren. Es ist unbestreitbar, daß das öffentliche Bewußtsein der Mehrheit des deutschen Volkes in Unkenntnis der politischen Hintergründe die Beilegung der Krise an sich und die Erhaltung der Monarchie begrüßt hat, aber es ist ebenso sicher, daß dies um den Preis eines großen und unübersehbaren Autoritätsverlusts des Monarchen und der Monarchie geschehen ist. Mit zwei Äußerungen aus ganz verschiedenen Kreisen sei dies belegt.

Am Tage nach der großen Debatte im Reichstag am 12. November schrieb der Soziologe Max Weber an Friedrich Naumann: »Was jetzt erreicht ist, ist *nur* dies: daß man künftig nicht mehr *erfahren* wird, was der Mensch alles anrichtet. Entscheidend ist: ein *Dilettant* hat die Fäden der Politik in der Hand. Das gilt für den Oberbefehl des Krieges wie für die Leitung der Politik. Konsequenz: so lange das dauert, Unmöglichkeit einer ›Weltpolitik‹ ... Der König von England hat Ehrgeiz und Macht, der deutsche Kaiser hat Eitelkeit und begnügt sich mit dem *Schein* der Macht: Folge des *Systems*, nicht der Person ... Der *deutsche* Kaiser ist der ›Schattenkaiser‹, *nicht* der englische König – von historischer Warte aus gesehen.«

Wenige Wochen später notiert die Baronin Spitzemberg in ihr Tagebuch ein Wort des Stellvertreters und Nachfolgers Bülows, von Bethmann Hollweg: »Die Fürsten rennen sich und die Monarchie blind ins Verderben.«

Liest man solche Sätze, so wirkt es gespenstisch, wenn man bedenkt, daß sich dies alles auf den Tag fast genau 10 Jahre vor dem Sturz der Monarchie im November 1918 ereignet hat. Zehn Jahre noch sollte Wilhelm II. regieren, aber die Krise vom November 1908 schlug eine tiefe, nie vernarbte Wunde. Aus dem Monarchen des persönlichen Regiments wurde der zwischen Depressionen und gelegentlichem Aufflammen seines Selbstbewußtseins hin und her gerissene Kaiser, der in der ernstesten Bewährung des Kaiseramtes

Endlich allein



„Das erste Weihnachten ohne die Liebe meines Volkes!"

im Kriege praktisch abdankte und es versäumte, das gestörte Gleichgewicht zwischen politischer und militärischer Kriegführung durch seine Person wieder herzustellen. Die Krise von 1908 hatte die Verfassungsentwicklung auf dem Wege zum parlamentarischen System vorangetrieben, aber doch auch durch die persönliche Resignation des Kaisers der militärischen Diktatur im Kriege die Tür geöffnet.
Das ist einer der vielen seltsamen und unberechenbaren Umwege, die die Geschichte zu machen pflegt.

Zwischen Reform und Revolution

Verfassungskrisen sind immer oder wenigstens zumeist der Ausdruck eines gestörten Verhältnisses zwischen politischer und gesellschaftlicher Verfassung. Dafür bietet das Jahr 1908 auch in anderen Ländern der Welt noch eine Reihe von Beispielen. Gerade in Staaten autokratischer Verfassung lassen sich die Einwirkungen dynamischer sozialer Bewegungen im Gefolge der industriellen Revolution oder nur der Berührung mit westlich-liberalen Ideen genau verfolgen. Dies gilt für Rußland nach der staatsstreichartigen Auflösung der zweiten, im Februar 1907 zusammengetretenen Duma und der Einführung eines neuen Wahlgesetzes, das die oppositionellen Parteien der bürgerlichen und sozialistischen Linken ausschalten sollte, und nach der folgenden Wahl der dritten Duma im November 1907, die jetzt nur noch eine Minderheit als Opposition aufwies. Die Spannungen zwischen dem autoritären Regime, das unter dem Ministerpräsidenten Stolypin einen großen Anlauf zu agrarischen Reformen machte, und der größtenteils in den Untergrund verdrängten revolutionären Gruppen dauerten trotz der Emigration der meisten sozialistischen Führer oder ihrer Verbannung nach Sibirien an. In der Duma kam es im Jahre 1908 nur noch selten zu prinzipiellen Auseinandersetzungen über das Wesen und

die Aufgabe des Parlaments. Die fortschreitende Revolutionierung des Landes wurde von oben aufgehalten teils durch Repression, teils aber auch durch Reform und schließlich durch eine forcierte nationalistische Außenpolitik, die die alten Ziele im Westen wieder aufgriff.

In ähnlicher Weise wurde in China eine fortschreitende revolutionäre Bewegung noch vorübergehend zurückgedrängt: Sie hatte in Sun Yat-sen seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihr geistiges und politisches Haupt, in dem 1905 gegründeten Chinesischen Revolutionsbund ihre Organisation und ihre Anhängerschaft unter Studenten und Akademikern, zum Teil auch unter Kaufleuten. Seit dem Sieg der Japaner über Rußland im Jahre 1905 war das schon vorher in hohem Ansehen stehende Japan zum großen Vorbild nationaler und politischer Unabhängigkeit vom Westen geworden. Demgegenüber verfiel das alte System, in dessen Mittelpunkt die Kaiser-Dynastie der Mandschus stand, immer mehr, nachdem es noch nach dem japanischen Siege gemäßigte Reformen eingeleitet und eine Verfassung in Aussicht gestellt hatte: Im November 1908 bestieg nach dem Tode der Kaiserinmutter Tseh-si und ihres machtlosen Sohnes Kuang-hsü der minderjährige Prinz Pu-i als letzter Kaiser der Mandschu-Dynastie den Thron. Aber deren Tage waren gezählt: Unter Führung Sun Yat-sens siegte im Jahre 1911 die Revolution über ein morsches, kaum mehr Widerstand leistenden Regime.

War es im Fernen Osten eine Mischung westlich-demokratischer Prinzipien mit alten chinesischen Traditionen und einem starken nationalen Widerstandsgeist gegen die Herrschaft und wirtschaftliche Vormacht der Europäer, so setzte sich im Osmanischen Reich im Sommer 1908 die revolutionäre Bewegung der Jungtürken, organisiert im »Ottomanischen Komitee für Einheit und Fortschritt« durch, die im stärksten Maße westlich-liberale Ideen verfochten, mit denen sie vor allem im Exil, in Paris und Genf, in Be-

rührung gekommen waren. Wie in Asien der japanische Sieg von 1905 der zündende Funke für die revolutionäre Bewegung in China gewesen war, so ist es in der Türkei die Furcht vor neuen Plänen einer Teilung des Reiches, wie man sie nach der englisch-russischen Verständigung von 1907 und dem Monarchentreffen von Reval im Juni 1908 befürchtete und für deren Abwehr gerade die der jungtürkischen Bewegung nahestehenden Offiziere das alte Regime für zu schwach hielten. So breitete sich von Mazedonien eine revolutionäre Verschwörung aus, welche die Wiederherstellung der türkischen Verfassung von 1876 zum nächsten Programm erhob. Fast mühelos setzte sich die Bewegung durch und erreichte es, daß der Sultan die Verfassung anerkannte, einen Wechsel im obersten Staatsamt des Großwesirs eintreten, ein neues Ministerium bilden ließ. Er verkündete die Absicht, »die Staatsgeschäfte unter voller Wahrung der souveränen Rechte des Sultans, der Rechte des Ministerrats und des Parlaments sowie der allgemeinen Rechte des Volkes zu leiten«. Im August fanden die Wahlen zum türkischen Reichstag statt, der am 17. Dezember zusammentrat.

In China und im Osmanischen Reich ist die vor dem Ersten Weltkrieg vor sich gehende Umwälzung ein Aufstand gegen europäische Vorherrschaft, an die sich innerlich ausgehöhlte Regime angelehnt hatten, aber ein Aufstand im Geiste europäischer liberal-emanzipatorischer Ideen. In beiden Ländern handelt es sich um die Einleitung eines langen Prozesses von Umwälzungen, an dessen Ende in China nach Jahrzehnten die kommunistische Volksrepublik, in der Türkei nach Krieg und Nachkrieg ein auf Anatolien beschränkter nationaldemokratischer Staat stand. China und das türkische Reich waren Länder, in denen sehr altertümliche, aus der vorbürgerlichen Zeit stammende Verfassungssysteme von bürgerlich-liberal bestimmten Befreiungsbewegungen bekämpft wurden, in Rußland hatte eine aus bürgerlich-liberalen und sozialistischen Elementen gebildete revolutionäre Bewegung einen ersten Einbruch

in das autokratische System des Zarismus erzielt, der im Jahre 1907 abgeriegelt und zurückgedrängt wurde.
In den mittel- und westeuropäischen Ländern existierte keine revolutionäre bürgerliche Partei und Bewegung mehr, hier hatte nur noch die sozialistische Bewegung ein revolutionäres, d. h. auf die Umwälzung der bestehenden politischen und sozialen Ordnung gerichtetes Ziel. Doch begann auch hier der kompromißlose Kampf gegen die Bourgeoisie abzubröckeln: Überall, vor allem in Frankreich und Deutschland, war um 1908 eine Auseinandersetzung im Gange, die um die Anpassung des revolutionären Kampfes an neue Erfordernisse der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung geführt wurde. Die deutsche Sozialdemokratische Partei mußte auf ihrem Parteitag von 1908 in Nürnberg das Verhalten der sozialdemokratischen Fraktionen in den Landtagen von Württemberg, Baden und Bayern zur Debatte stellen, die dort den Budgetgesetzen zugestimmt hatten. Zwar wurde eine Resolution gefaßt, daß die grundsätzliche Verweigerung des Budgets vollkommen der Klassenlage der besitzlosen Volksmassen entspreche, die eine unversöhnliche Opposition gegen die bestehende, dem Kapitalismus dienende Staatsgewalt notwendig mache, aber solche Worte konnten doch den allmählichen Wandel in der politischen Taktik der Partei nicht verbergen.
Dies geschah zur gleichen Zeit, als in Frankreich die sozialistische Partei unter der Führerschaft von Jean Jaurès einen Weg einschlug, der die Annäherung an die bürgerliche Linke mit der Aufrechterhaltung der sozialistischen Prinzipien verbinden sollte. Überall wird die sozialistische Politik um 1908 durch tastende Versuche gekennzeichnet, neue Methoden zu entwickeln, um die revolutionäre Aktion in ein politisches Handeln zu verwandeln, das die soziale Demokratie herbeiführen sollte.
Mit diesem Ausblick in zukünftige Entwicklungen und in andere Weltteile möge unser tour d'horizon über das Jahr 1908 beendet



sein. Dieses Jahr ist kein großer Moment der Geschichte im Sinne umfassender weltgeschichtlicher Aktionen. Es verzeichnet keine Taten, die die Welt umgestürzt haben, aber vorbereitende Entscheidungen und gleitende Übergänge. Es bildet in der langen Dauer geschichtlicher Entwicklungen eine Art Schwelle zum Kommenden: zum Ersten Weltkrieg, zur weltrevolutionären Bewegung, die alle Völker der Erde zu ergreifen begann, zur demokratischen Umgestaltung der Welt. Die geschichtliche Bewegung beginnt sich zu beschleunigen, aber sie hält noch einmal inne. Die Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie steht bevor, von der Jacob Burckhardt sagt: »Der Weltprozeß gerät plötzlich in furchtbare Schnelligkeit; Entwicklungen, die sonst Jahrhunderte brauchen, scheinen in Monaten und Wochen wie flüchtige Phantome vorüberzugehen und damit erledigt zu sein.«

Haben die Zeitgenossen sechs Jahre vor dem großen Krieg überhaupt erkennen können, daß die Zeichen auf Sturm standen, daß die Weltgeschichte sich anschickte, »in furchtbare Schnelligkeit« zu geraten? Es war ihr Glück und Verhängnis zugleich, daß ihnen die Zukunft verhängt blieb.

Erich Landgrebe
Zeit kehrt zurück

Ich hätte selbst gern gewußt, als ich mich zu dieser Arbeit hinsetzte – ich gestehe es, wie dieses 1908 nun wirklich war, das ich fast zu seiner Gänze gelebt habe, ohne es zu erleben: eine winzige blinde Laus in dem gewaltigen Pelz eines widersprüchlichen und erregenden Jahres. Aber indem ich mich fortschreitend mit den 366 Tagen befasse, spüre ich, wie diese Zeit mir zurückkehrt. Gewiß, was meine Erinnerungen betrifft: die stammen alle aus ein paar späteren Jahren, als ich mich schon auf den Beinen halten konnte. Aber da hinein mengen sich die Geschichten der Mutter, des Vaters, der Großmutter: Weißt du, das war damals, als du geboren wurdest ... und damit kommt 1908 auf mich zu mit den Gerüchen von mazedonischen Zigaretten im Vaterzimmer, mit dem Duft von Seide und Sandelholz bei der Mutter, mit der schlechten Luft der Stadtwohnungen und der frischen in den Sommerhäusern, mit pferdeäpfelübersäten Straßen Wiens und staubigen Landwegen, mit den Gerüchen nach Veilchen und billiger Seife in den Kammern der Gehilfinnen, die damals noch Dienstmädchen hießen. Es kommt auf mich zu mit den langen Kleidern der Frauen, in umständliche Falten gelegt, mit gehäkelten Schals, mit der Boa um den Hals der Damen und den gewaltigen Hüten oben drüber, die in jedem Windchen des windgeplagten Wien wie Segel geflattert haben: ich sehe meine Mutter immer mit einer Hand an der Krempe. Auch 1908 trug der Vater, genau wie 1910 oder 1911, jenen hohen mörderischen Halskragen, steif gestärkt, dessen Ecken sich unter dem Kinn grausam einbohrten, täglich jenen schwarzen, steifen Hut, der ihm eine tiefe Rille

rund um den Kopf eingepreßt hatte. Nur an einem Tag der Woche trug er den hohen Zylinder, der ebenfalls genau in diese Rille paßte – wenn er nämlich zur Börse ging. Und für die sommerlichen Bäder trug er einen ganzen Anzug von den Knien bis zum Hals und die Mutter eine pludernde Hose und eine umfängliche Bluse mit weißem Kragen – man konnte vor lauter übereinanderspielenden Falten niemals ihren Körper erkennen –, einen turbanartigen Aufbau gegen die Sonne auf dem Kopf und der Vater einen Strohhut, »Girardihut« genannt.

Und auch 1908 noch ging der junge Onkel Heinrich, ein Bruder der Mutter, Junggeselle, mit seinen Freunden von der Kunstakademie auf die »Wadlpromenade«: Wenn man damals schon im Bad von den Frauen nichts sah, um so weniger sah man von ihnen in den Straßen Wiens. Nur wenn es regnete, gab es kleine Chancen. Dann lüpften die Damen, um den Saum ihrer Kleider nicht über die nassen Katzenköpfe des Pflasters zu schleifen, die Röcke ein wenig und erfreuten die jungen Herrn, denen die Stunden des Aktzeichnens an der Akademie nicht genügten. Von Waden sahen sie nichts, bestenfalls die Fesseln, die aber wurden unfreiwillig dargeboten – das war es wohl, woran sich diese späten Freibeuter verlustierten. Das letzte Jägerblut erhitzte sich hier, und nicht an dem Vielen, freiwillig gezeigten beim Abendakt der Akademie.

»Im Jahr, in dem du geboren bist«, sagte die Mutter, »hat das große Jubiläum stattgefunden. Der Kaiser hat damals genau 60 Jahre lang regiert. Im Sommer sind die Kaiser aus allen befreundeten Ländern gekommen, ihm zu gratulieren. Das waren große Feiern in Wien.«

Ich wußte weder, was Regieren heißt, noch was 60 Jahre sind – aber es machte mir großen Eindruck, daß Kaiser kamen, ihm zu gratulieren. Bei mir waren es immer nur Onkel und Tanten mit langweiligen Goldstücken, und mit den Vettern verprügelte ich mich bei dieser Gelegenheit in einem abgelegenen Zimmer.

Zu den Bildern dieser Tage gehören die sonderbaren Leute, die zu

uns kamen oder die wir besuchten. Da war der Onkel, der sich immer sofort setzte und Tarock spielte mit einem solchen Ernst, daß ich damals glaubte, es handle sich um etwas sehr Wichtiges. Sein Kinn bettete sich in Kaskaden um die Spitzen seines Vatermörders, seine Zigarre bebte, seine Augen schossen bei der geringsten Störung vernichtende Blitze, seine steife Hemdbrust wölbte sich vor, und ich erwartete jeden Augenblick, den Knopf mit dem großen Diamanten herausspringen zu sehen. Er sprang nie. Die Karten fielen, die Zigarre qualmte, der Diamant blitzte. Große Stille, bedeutende Vorgänge. Ich stahl mich weg zu den Vettern.
Ich erinnere mich an einen, der ebenso »bedeutend« war. Der trug immer eine lange Schachtel bei sich, in der er jene langen, dünnen Zigarren verwahrte, Virginia genannt, neu und angeraucht und in verschiedenen Längen. Bevor er mit dem Tarock begann, wählte er sorgsam aus, ehe er sich eins dieser Dinger umständlich mit dem langen Strohhalm, der darin steckt, anzündete, nicht ohne dabei lange Vorträge darüber zu halten, wie man für jede Gelegenheit die richtige Virginia auszuwählen habe. Überhaupt muß damals alles Alltägliche ungeheuer bedeutend gewesen sein, und es wurde damals auch viel tarockiert, denn ich erinnere mich an Sommer, die wir in Mauer bei Wien verbrachten: Im »Schatzlgarten« nebenan wohnte der Maler Gustav Klimt, der mit den Eltern bekannt war. Er gab sich gar nicht so bedeutend wie jene verschollenen Onkel, aber auch er tarockierte. Nur stand er plötzlich, wenn es ihn nicht mehr freute, auf und sagte: »Da geh ich lieber zeichnen!« – und verschwand.
Ich erinnere mich, daß ich ihm, wenn er spielte, immer auf die Hände schaute und mir dachte: Mit denen da malt er, mit diesen Fingern macht er seine Sachen. Kaum konnte ich schon auf einem Stuhl sitzen, schaute ich den Leuten auf die Finger, ob sie damit etwas machten. Auch meine Großeltern machten etwas, sie waren Bernstein- und Meerschaumdrechsler. Der Großvater machte mit seinen

Gesellen jene Standuhren, goldgelbe Felsen sozusagen, die unter einem eigens für jedes Stück geblasenen Glassturz standen und eine Uhr eingesetzt trugen. Auf dem Gipfel dieser Felsen war meist ein Schäfer mit seiner Schäferin zu sehen, manchmal auch ein Fischer und seine Liebste, und das alles mußte aus einem Stück Bernstein bestehen. Oder sie machten Meerschaumpfeifen, jede kam in ein eigens angefertigtes Futteral und mußte sehr sorgfältig eingeraucht werden, damit sie rundum gleichmäßig goldbraun wurde. Im Hof des Hauses in der Neubaugasse wurde in der guten Jahreszeit zu Mittag ein riesiger Tisch aufgestellt, denn Meister und Meisterin aßen mit den Gesellen und Lehrbuben, und auch die Großmutter machte etwas mit den Händen: zum Beispiel 400 Zwetschenknödel für die gesamte Mannschaft.

Natürlich gab es auch in den bürgerlichen Kreisen von damals Leute und Onkel, die gar nichts taten. Da war jener Bijouteriefabrikant, der in seinen Betrieb immer nur »kurz nachschauen« ging, wo es nach Staub und Stroh und Stoppelfeld roch, wo auf endlosen Regalen jene Dinge geordnet lagen, welche die Damen auf ihre Hüte taten, Kirschen, Äpfel, Birnen, Blumen, Federn und Vogelnester. Da war jener Onkel, der am Sonntagvormittag auftauchte, mit einem tadellosen kleinkarierten Anzug, den der Vater spöttisch »Porzellananzug« nannte; er mußte offenbar sehr bei Kasse gewesen sein, da er vor seinem Haus und für seine Frau den ganzen Tag einen Fiaker, die Pferde eingespannt, der Kutscher auf dem Bock, stehen hatte, alles eines Winks der »Gnädigen« gewärtig – der von heute auf morgen Bankrott machte und keinen Kreuzer mehr besaß. Vielleicht waren die Leute alle ihres Geldes so sicher, daß sie es, wie mir schien, auch lachend verloren. Es ging wirklich zu wie bei Nestroy. Oder vielleicht gehörte dieser Onkel mit dem Porzellananzug schon zu jenen Leuten, die in ahnender Voraussicht auf das Kommende einen Vorschuß aufs Unheil lachend auf sich nahmen: was spielten im Grunde sechs Jahre für eine Rolle! Dann war es mit

Umwandlung

Aus dem Simplicissimus



„Was wird nun aus der halben Million werden, die Ihre Schwester geerbt hat?" „Ein Schwager."

diesem ganzen Bürgertum vorbei. Sie alle, die dicken Onkel, aber auch der Vater, mußten sich die Hosen ordentlich einnähen lassen, damit sie sie nicht verloren.

Die Jugend schwärmt für Hofmannsthal

Nicht nur im Alltag beginnen die Zeichen der Wandlung. Stefan Zweig hat der Zeit um 1908 nicht nur den »Drang zum Kulturellen, in keiner Stadt Europas so leidenschaftlich wie in Wien« bestätigt, er hat auch gewußt, daß jene Welt vor dem Ersten Weltkrieg ein »Traumschloß« gewesen ist. In der Literatur, der Musik wie der bildenden Kunst folgen auf die Epigonen des 19. Jahrhunderts die großen Frager Arnold Schönberg, Robert Musil, Oskar Kokoschka, Adolf Loos. Karl Kraus veröffentlicht in seiner »Fackel« seit 1899 die unbequemsten Wahrheiten, die er später in »Die letzten Tage der Menschheit« zusammenfassen wird. Während der Bürger noch ziemlich sorglos lebt, die »Gesellschaft« verspielt ihrem Dandytum und dem Wohlsein in konversierenden Zirkeln, in Konditoreien und Salons, allerdings auch mit hochraffinierten Orgien anhängt, wie Arthur Schnitzler sie beschreibt, sind Künstler, wenigstens die heute noch bedeutenden, wie die Gassenbuben draußen auf der Straße und beginnen Steine auf die Fenster zu werfen, hinter deren dumpfer Luft das Alte sich zu bewahren sucht und dem neuen Wind Einlaß verwehren will. Schon schreibt, wenn auch noch unbekannt, der fünfundzwanzigjährige Versicherungsangestellte in Prag, Franz Kafka, seine Untergangsbilder, die Lehren Sigmund Freuds gewinnen an Boden, Arthur Schnitzlers »Reigen« hat seinen Skandal schon acht Jahre hinter sich. Aber noch kann ein Prinz aus kaiserlichem Haus dem jungen Kokoschka für seine Bilder ein paar Ohrfeigen versprechen. Alfred Kubin, der geniale Zeichner des Verfalls, beendet den Roman »Die andere Seite«: In der Traumstadt Perle gibt es keinen Sonnenschein, alle Häuser stehen knapp

vor dem Einstürzen, ein riesiger, leerer Palast mit nichts als Archiven krönt die Stadt, seine Räume sind mit alten Akten verstopft. Zum Schluß zerfressen die Ratten und Ameisen alles, die Hauswände der ganzen Stadt und die Schachspieler im Café. Wie schrecklich muß der Zusammenbruch gewesen sein! Alfred Kubin, der ihn 1908 so deutlich vorausgeahnt hat, unternimmt 1918, als er da ist, dennoch einen Selbstmordversuch.

In Robert Musils Jugendwerk, das 1906 erschien, in »Die Verwirrungen des Zöglings Törleß« wird der jugendliche Held zum Zeugen der Vorgänge im geheimen Raum auf dem Dachboden, und auch hier melden sich alle Krisen des kommenden Jahrhunderts an, seltsamerweise auf dem Dachboden, auf einem auch von Kafka sinnbildhaft bevorzugten Schauplatz.

Nicht nur die düsteren Prophezeiungen leben auf, das lebensweise Wien zieht noch süßen Genuß aus seinen Müdigkeiten.

Da sind aber auch die Stimmen, die für das müde Fin de Siècle aus Wien kein Ohr besitzen. In der »Deutschen Rundschau«, Berlin, Januar 1908, heißt es in einem Aufsatz über Hofmannsthal von Arthur Schurig:

»Die heutige Jugend schwärmt für Hofmannsthal. Wir haben eine Hofmannsthal-Schule. Es ist das ein betrübliches Zeichen, nicht allein im Hinblick auf die Richtung, die unter diesem Einfluß die deutsche Dichtung der heranwachsenden jüngsten Generation einzuschlagen droht. Auch sonst, ein kommendes tatenlustiges, kampfesmutiges Geschlecht von wirklichen Männern müßte sich dadurch verraten, daß es in seiner Jugend den wenigen geistigen Gebern von heute zujubelte, nicht aber den zahllosen Nehmern und Verneinern. Hofmannsthal ist kein solcher Geber. Er ist es ebensowenig wie die anderen Modegrößen, die man in unseren Tagen auf dem Schilde trägt, wie Oscar Wilde, Bernard Shaw, Richard Strauss, Maxim Gorki und wie sie alle heißen, die im Grunde der Jugend nichts einimpfen als gleißnerische Unwahrheit, perverse Passivität

und schwächlichen Skeptizismus, und das gerade in einem Zeitalter, in dem es den jungen Deutschen so sehr not täte, sich zu froher Tatenlust begeistern zu lassen, zur Anbetung der Energie und zur Vergötterung der großen gesunden Leidenschaften eines aktiven Lebens.«

Zahnziehen – schmerzlos

Ich bin später im Leben viel gereist. Nicht, daß mir besonders daran gelegen gewesen wäre, es hat sich so ergeben. Wahrscheinlich gehört das mit zum Bild der heraufkommenden Zeit mit ihren Maschinen, den Eisenbahnen, Automobilen, Zeppelinen und Flugzeugen – sie hießen damals noch Aeroplane und ihr Führer war ein Aviatiker –, daß mir das Reisen widerfuhr. Vielleicht auch ist meine erste Reise ein Omen. Ich unternahm sie im Alter von 31 Tagen, sie war etwa 16 Meter lang. Im Tagebuch meines Vaters steht, daß es am 19. Februar um zehn Uhr abends ein heftiges Erdbeben in Wien gab, und ich weiß, was die Eltern zuerst aufmerksam machte. Der Kinderwagen, in dem ich schlief und der in unserem langen Korridor stand, begann sich plötzlich auf den Weg zu machen und rollte, am Ende des Korridors angekommen, wieder zurück.

So also begann auch für mich das »Jahr der Beben«, wie 1908 gelegentlich genannt wird, und es endete mit dem Unglück von Messina, das am 28. und 29. Dezember 84000 Menschen, die Hälfte aller Einwohner, unter ihren Häusertrümmern begrub und tötete. Auch der Ätna trat in Aktion, in die Taiga stürzte ein riesiger Meteor von 30 Metern Durchmesser, der den sibirischen Wald in einem Umkreis von 40 Kilometern vernichtet haben soll, und auch in der Politik gab es keine Ruhe, Marokko und Casablanca, Jungtürken und Bosnien beschäftigten die Parlamente, nur der kleine Alltag nahm gemütlich hin, was ihm technische Errungenschaften lieferten.

Lange vor der Schule schon lernten wir das Lesen mit Hilfe der

Schilder an Wirtshäusern und Geschäften, Schilder, die damals sozusagen noch Hinterglasmalereien waren. Auf schwarzem Grund leuchteten in Gold die umständlichen Buchstaben der noch jungen Reklame, die nichts von Bedarfsdeckung wußte, sondern den Menschen bloß mitteilte, was sie ohnedies wußten, nämlich, daß es im Bäckerladen Brot zu kaufen gab, Semmeln, Kipfel, Salzstangen und *ff* Weizenmehl. Höchstens verstieg sich die eine oder andere Bäkkerei zu der prahlerischen Mitteilung, daß sie »mit eigenem Dampfbetrieb« arbeite. Die Wirtshäuser meldeten von gepflegten Bieren und den besten Weinen letzter Jahre, unverändert jahraus jahrein, und der Zahnarzt lockte die Leidenden mit »Zahnziehen schmerzlos«.

Die Grundstufe der Elektrizität war damals noch der geriebene Bernstein, wozu eine Zigarettenspitze des Vaters herhalten mußte, solange, bis sie kaputt war, und jene Elektrisiermaschine, auf der zwei Hartgummiplatten rotierten, deren Silberpapierblättchen den statischen Strom über Drahtbüschel zu Knöpfen lenkte, aus denen man mit den Knöcheln Funken zog oder die Leydener Flaschen füllte. Das Gaslicht war noch eine moderne Sache, besonders jene Gaslampen, die sich beim Aufdrehen des Hahns selbst entzündeten, wenn das vorbeiströmende Gas einen Spezialdraht zum Glühen brachte. Aber auf den Straßen wanderte abends der Laternenanzünder, eine flackernde Spiritusflamme am Ende seiner langen Stange, die er durch die untere Lampenklappe stieß, um den Auer-Glühstrumpf zum Leuchten zu bringen.

Etwas, wovon ich als Bub nie genug kriegen konnte, war ein Gefährt, das sich »Dampftramway« nannte. Es war eine Art Lokomotive, jedenfalls ein Kessel auf Rädern und einem Dach über dem Führerstand mit vielen Hebeln. Dieses Ding fuhr auf Schienen die Straße entlang, die keineswegs gepflastert war, und schleppte mühsam hinter sich einen oder zwei Wagen, die es in langer Fahrt bis Mödling, ein paar Kilometer südlich von Wien, beförderte, nicht

ohne daß die Passagiere in Mauer, halbwegs dazwischen, eine »Verzehrungssteuer« für mitgenommene Lebensmittel entrichten mußten, weil sie die Landesgrenze nach Niederösterreich passierten. Diese Dampftramway war natürlich ungeheuer modern; sie konnte schreckenerregend pfeifen und tat es auch fast pausenlos, denn niemand dachte daran, nach irgendeiner Richtung Ausschau zu halten, wenn er die Straße überquerte. Damals gehörte die Straße den Pferden und Fußgängern. Die Dampftramway verbreitete jenen herrlich modernen Geruch von Wasserdampf, Öl und Rauch, der wohl einen Hauptgeruch des beginnenden 20. Jahrhunderts darstellte, wo solche Fahrzeuge noch ein ovales, aus Eisen gegossenes Schild trugen: »Höchstgeschwindigkeit 25 Kilometer in der Stunde oder 416 Meter in der Minute.«
Die europäische Welt von damals, in der die Menschen sich nicht viel aus Politik machten, wirkt heute auf uns geruhsam – aber wer weiß, ob sie es für die Zeitgenossen war. Meine Großmutter jedenfalls legte das gesamte Geld für die verkaufte Bernsteindrechslerei samt dem großen Haus seelenruhig auf die Bank und glaubte von da ab zu wissen, damit die Zukunft ihrer Enkel, wenn nicht der Urenkel, zeitlebens gesichert zu haben.

Eiswasser zum Lunch

In den Vereinigten Staaten von Amerika sieht es um diese Zeit freilich schon »moderner« aus, und es ist interessant, zu lesen, was einem Reisenden von 1908 in New York auffällt, einem Menschen mit offenen Augen, dem die größte deutsche Stadt, Berlin, vollkommen vertraut ist. Vor allem bewegt ihn, daß die Amerikaner tagsüber in fieberhafter Tätigkeit alle Kräfte des Geistes und des Körpers rücksichtslos anspannen und sich abends dem vollen Lebensgenuß widmen. Der Reisende gewinnt den Eindruck, daß die Amerikaner nur dann ein Gefühl von Leben haben, »wenn ihre Pulse im Fieber-

takt schlagen«. Zwar weiß der Besucher, daß es in Amerika einen Ralph Waldo Emerson gab, einen Essayisten und Philosophen, der einen dem deutschen Idealismus und der englischen Romantik nahestehenden Pantheismus entwickelt hat, der in der Natur die Offenbarung einer Überseele, einer alles durchdringenden göttlichen Kraft sieht – aber er kann in New York keine Menschen finden, die leben, wie Emerson es gewünscht hat. Der Amerikaner, frei von Illusionen, frei von Tradition, mit seinem riesigen Land ohne Dörfer, mit den Städten ohne Geschichte, verlangt den heftigsten, wie der Reisende sagt, den »brutalsten« Lebensgenuß. Der Besucher ist überwältigt von dem ununterbrochenen Einsatz der ganzen Persönlichkeit für die unausgesetzte Arbeit von früh bis spät.
In New York gibt es schon die Untergrundbahn, die in finsteren und luftlosen Schächten unter den Straßen dahinrast. Ein Strom von Menschen ergießt sich durch die Straßen, und darüber gleitet die elektrische Hochbahn, die alle zwei bis drei Minuten in langen, mit Menschen vollgepfropften Zügen verkehrt. Da sind die beängstigenden Menschenkonzentrationen zu den Stoßzeiten, das Gewimmel in den Wolkenkratzern, wo zehn und mehr Fahrstühle pausenlos auf- und niedergleiten. In den Korridoren dieser Giganten schiebt sich die Menge »wie in der Leipziger Straße zur Weihnachtszeit«. Um die Mittagsstunde liegt der Brennpunkt des Verkehrs in Wallstreet, wo für einen Erlaubnisschein zum Betreten der Börse damals 40000 Mark bezahlt worden sind. Während der Börsenzeit treiben sich Straßenjungen in der Umgebung der Wallstreet herum, die allen Interessenten, die keinen Zutritt zur Börse haben, die augenblicklichen Kurse mitteilen. Diese Jungen haben oftmals den Stand der gängigen Papiere für viele Tage im Kopf, besitzen Übersicht über den Geldmarkt, spekulieren selbst, sobald sie ein paar Dollars in die Finger bekommen haben – und mehr als einer, der auf Gummirädern durch die noble Fifth Avenue rollt, hat seine Laufbahn als Kursausrufer in Wallstreet begonnen.

Neu für den deutschen Reisenden ist das ausgiebige Frühstück vieler New Yorker mit Tee, Toast, Eiern, Schinken und warmen Gerichten, der Lunch um ein Uhr im Büro oder im höchst eleganten, in Deutschland völlig unbekannten Klub. Neu ist das Eiswasser zum Lunch und der Cocktail zuvor: »Das ist eine schärfere Schnapsmischung, als ein europäisches Nervensystem je geahnt hatte.« Neu ist, daß die Hausfrau, während der Hausherr im Geschäft ist, sich ebenfalls in die Stadt begibt, wo sie den ganzen Tag mit Besuchen und Einkäufen zubringt. Auch sie nimmt den Lunch außerhalb des Hauses ein; in den drei großen Restaurants Sherry, Waldorf und Delmonico treffen sich die Damen der Gesellschaft zwischen eins und zwei. Ein ungewöhnlicher Anblick: Säle voller Frauen, ab und zu nur ein Mann, und dann ein verirrter Fremder. Ein Gewirr von Sälen, Bogengängen, Wintergärten, Gesellschaftsräumen, einer prachtvoller als der andere, schwere Stoffe, echte Steine, Gold, Spiegel, elektrisches Licht, ein gedämpftes Orchester – und eine furchtbare Hitze in den Räumen.

Nach dem Lunch setzen die Damen ihre Besorgungen fort oder machen Besuche und spielen Bridge: »Das ist eine Art Whist, und es geschieht nicht selten, daß die Hausfrau dem heimkehrenden Gemahl eine Rechnung von 100 Dollars Spielverlust präsentiert.« Der Luxus beim Abendessen daheim ist groß, oftmals ziehen die Damen sich, englischer Sitte entsprechend, zurück, während die Herren bei Zigarren und schweren Weinen noch sitzen bleiben. Die Häuser sind schmal, im Parterre befindet sich der Drawing-Room, so winzig, daß die dort empfangende Hausfrau »wie in einem Schilderhäuschen« sitzt. Die größeren Gesellschaftsräume liegen nach rückwärts hinaus.

Die bei uns heute längst eingebürgerte Cocktail-Party findet der Reisende »eine sehr eigentümliche und ermüdende Sitte mit dem langen Herumstehen«. Nach dem Dinner wird meist ein Theater oder ein Zirkus besucht, man sieht nur selten ein Stück von Anfang

an, meist kommt man im zweiten oder dritten Akt. »Die Ausstattung ist glänzend, das Niveau des Kunstgenusses aber nicht hoch.« Der Berliner berichtet weiter:

»Das Stück, das man in diesem Frühjahr gesehen haben *mußte*, war ›The Red Mill‹ im Knickerbockertheater. Ein tolles Ding voll unwiderstehlicher Komik, eine eigene Handlung ist kaum vorhanden, es gibt nur eine Aneinanderreihung bunter Bilder, in denen der Cake-Walk eine große Rolle spielt. Ballett und clownhafte Körperkünste, die eigentlich mehr in den Zirkus passen. Ich muß zugeben, daß ich gelacht habe, bis mir die Seiten weh taten, aber hinterher ärgerte ich mich über dieses Lachen – es sind im Grunde unwürdige Späße, die nicht ins Theater gehören.« –

»Die Entfernungen in den Vereinigten Staaten sind so gewaltig, daß der von der Heimat mitgebrachte Maßstab gänzlich versagt. Was bei uns zu Hause eine große Reise ist, das ist drüben ein Katzensprung. Es gibt wie auf der Straßenbahn nur eine Klasse mit ziemlich dürftiger Ausstattung der harten Sitzbänke. Man kann aber Zuschlag bezahlen und einen Pullmanwagen benützen, in dem längs der Fenster bequeme drehbare Lehnstühle stehen.«

Stadtränder sind selten besonders anmutig, aber die letzten Ausläufer von New York City werden als abschreckend häßlich und unvorstellbar elend geschildert. Schwarze, nasse Baracken wie aus einem wüsten Traum, halb versunken in Schmutz und Schlamm, die Fenster zerbrochen, überall widerlicher Unrat, dazwischen die schreiend bunten Reklameschilder, und nichts, was das Auge versöhnte, kein grüner Fleck, kein Baum. Später folgen bei der Ausfahrt kahle Landhäuser auf wildem Grasboden und ungenutztes Land. »Raum, Platz und Boden spielen so gut wie keine Rolle. Auf der neunstündigen Fahrt von New York nach Pittsburgh sah ich nicht einen einzigen bestellten Acker. Rauchende Schlote, soweit das Auge reicht, dazwischen elende kleine Orte, Unland und Reste ehemaliger Wälder. Was ist in Europa ein Dorf!«

Aber der Verkehr auf der Strecke ist fesselnd. Vier Gleise nebeneinander! Je zwei in jeder Richtung für Expreß- und Lokalverkehr. Pausenloses Überholen und Begegnen der Züge. »Wenn man diesen langen Wagenkolonnen immer und immer wieder begegnet, sie immer wieder überholt – dann bekommt man die Vorstellung von einem Verkehr, dessen Umfang in europäischen Verhältnissen nicht zu ahnen war. Dieser Verkehr braucht so viele Kräfte, daß niemand die Zeit hat, sich um Nebendinge zu kümmern. Schienen, Schwellen und Schotter, die bei uns längs der Strecke sauber geschichtet sind, liegen einzeln oder in wüsten Haufen neben dem schlecht gehaltenen Bankett. Es sieht immer so aus, als ob vor kurzer Zeit eine Entgleisung stattgefunden hätte.«

Überall bestaunt der Fremdling aus Europa die Einrichtungen amerikanischer Landhäuser, allerdings die reicher Leute: Einbauschränke, die beim Öffnen der Tür elektrisch beleuchtet werden und sich beim Schließen wieder verdunkeln. Jedes Gastzimmer mit eigenem Bad. Tag und Nacht warmes Fließwasser. Eine Gastfreundschaft »wie in den Tagen des Homer«.

Das Leben in den guten Vierteln einer Stadt wie Washington erhält seine besondere Note durch viele kleine, von Damen gelenkte elektrische Automobile, zweisitzige Fahrzeuge für die täglichen Besorgungen in der Stadt. Abends holt ein Angestellter das kleine Ding vom Haus ab, lädt es neu auf, und morgens steht es wieder »als ob die Heinzelmännchen es hingezaubert hätten« gebrauchsfertig für die Dame vor der Tür. So schildert es der Amerikareisende von 1908.

Aber nicht allein die Technik fällt dem Europäer auf. Er findet vor allem das Verhalten gegen die Frauen bemerkenswert. Wenn er vom Amerikaner sagte, daß er vor nichts Respekt hat: vor den Frauen hat er Respekt. Es gibt kein begehrliches Anstarren der Frau, das man in Europa selbst in Gesellschaft bemerken kann, in keinem Witzblatt, auf keiner Bühne vergißt man die Achtung vor



Paul Ehrlich erhält den Nobelpreis für Chemie



Erdbebenkatastrophe in Messina am 28./29. Dezember



König Viktor Emanuel III. besucht die Verletzten
Englische Matrosen im Hilfseinsatz



Sie rissen zu Beifallsstürmen hin: Die ersten Tillergirls aus Amerika,
die 64jährige Sarah Bernhardt als »Kameliendame« und die »göttliche« Eleonora Duse



Beim Wintersportfest in St. Moritz
Im neueröffneten Familienstrandbad Wannsee in Berlin

Olympiade in London – Disqualifikation für den italienischen Marathonläufer Dorando: Voreilige Helfer stützten ihn, als er vor der Ziellinie zusammenzubrechen drohte





Georges Braque:
»Weiblicher Akt«
(1908)

der Frau. Diese Achtung ist zu einem streng eingehaltenen Gesetz geworden, sie nimmt manchmal sogar Formen an, »die fast komisch sind. Die Frauen werden in einer Weise verwöhnt und verzogen, die ihnen vielleicht nicht immer gut bekommt.«

Zwischen Ornament und neuer Sachlichkeit

In Europa herrscht Hochblüte des Jugendstils. Er richtet sich gegen die Vermassung des industriell wohlhabend gewordenen Publikums, das sich seine Wohnräume mit Geschmacklosigkeiten überfüllt und beziehungslos Bilder und Möbel zusammenstellt. Sein Wortführer, der Belgier Henri van de Velde, bekämpft nach wie vor die Trennung von Kunstgewerbe und großer Kunst: Kunst muß für alle da sein, überall gegenwärtig; Tisch und Stuhl sind ebenso bedeutend wie die Bilder an der Wand. Die Natur wird durch Fläche, Farbe und Linie unter Negierung des Raumes und ornamental durch reine Oberflächen dargestellt. Die Gefühlsseligkeit der Zeit findet ihren Ausdruck in der »Wollust der spontan erregten Linie«, jedes Ornament wird zum Symbol, die Formen der Natur werden in lineare Arabesken übersetzt. Wichtig ist dem Jugendstil seine Beziehung zur Industrie: Auch ein Gegenstand der Industrie und selbst der Massenfabrikation kann als kunstgewerblich bezeichnet werden, wenn die Originalarbeit, Modell oder Zeichnung, als künstlerisch anzusehen, wenn die technische Ausführung der Vervielfältigung einheitlich und solid ist.
Heute lieben wir den Jugendstil, oder wir lächeln über ihn – wir dürfen aber keinesfalls vergessen, wie revolutionär er 1908 war. Noch 1919 schrieb ein Kritiker in einer großen Turiner Tageszeitung unter der Schlagzeile »Entweder für den Sieg oder für den Bolschewismus« über die mißgestaltete Kunst: »Wenn man der jungen Kritik glauben will, liegt also in Malern wie Cézanne, Gauguin und van Gogh, oder sogar in zweitrangigen Genies wie

Matisse und seinesgleichen der letzte Schluß der modernen Kunst, das Evangelium der Malerei. Was haben die Werke all dieser Künstler gemeinsam? Jeder sieht es auf den ersten Blick: Sie sind unschön, formlos, mißgestaltet!«

Der Jugendstil kann sich nicht genug tun an pretentiös fallenden Falten, an hingeschmolzenen Leibern mit schräg gehaltenen Köpfen, er verwandelt Sessellehnen in Efeuranken und wucherndes Blattwerk, er macht vor keiner glatten Fläche halt, alles wird Symbol. Er bleibt nicht auf Mitteleuropa beschränkt, Antonio Gaudi verbindet ihn mit seinem neukatalonischen Baustil, mit phantastischen, islamischen Einflüssen und errichtet in Barcelona die nie vollendete Kirche Sagrada Familia, gestaltet Häuser wie Höhlen, deren Fassaden wie Schlinggewächse und Wohnungseinrichtungen wie Blätterwerk wirken.

In Wien ist es die Zeit des achtunddreißigjährigen Josef Hoffmann, der die Wiener Sezession gründete, die Zeitschrift »Ver Sacrum« und die weltberühmten »Wiener Werkstätten«, der sein Krankenhaus in Purkersdorf baute und das Palais Stoclet in Brüssel: Alles muß aus dem neuen Stilgefühl heraus gemacht werden, Dekoration und Einrichtung werden genau aufeinander abgestimmt; es geht so weit, daß in privaten Villen für jedes Zimmer eigene Tapeten und Möbel nebst allen Gebrauchsgegenständen, Tellern und Bestecken, entworfen werden, ja sogar die Schlitten für den Winter sind nach besonderen Entwürfen hergestellt. Otto Wagner errichtet in Wien nach den Gesetzen des Jugendstils das Postsparkassenamt und die Stationsgebäude der Wiener Stadtbahn, er bricht mit aller Tradition und allen historisierenden Entwürfen und setzt sich für materialgerechtes und zweckmäßiges Bauen ein.

Auch Adolf Loos, achtunddreißigjährig, ein Pionier der modernen Architektur und Erbauer des vielangefeindeten »Hauses ohne Augenbrauen« am Michaelerplatz in Wien, vertritt nach Aufenthalten in Amerika und Paris in Praxis und Theorie die nüchterne Baukunst,

verlangt funktionelle Formen und zweckentsprechende Materialien. Aber er ist schon wieder einen Schritt weiter, er verlangt neue Sachlichkeit und lehnt jedes Ornament ab. In »Ornament und Verbrechen« schreibt Adolf Loos: »Da das ornament nicht mehr organisch mit unserer kultur zusammenhängt, ist es auch nicht mehr der ausdruck unserer kultur. Der moderne ornamentiker ist ein nachzügler oder eine pathologische erscheinung. Seine produkte werden schon nach drei jahren von ihm selbst verleugnet. Kultivierten menschen sind sie sofort unerträglich.«

Aber allenthalben melden sich die Gegner. Wir lesen von einem zeitgenössischen Kritiker:

»Im Kunstgewerbe ist neuerdings eine Richtung zur Herrschaft gelangt, die im schroffen Gegensatz die Zweckmäßigkeit als einzig berechtigtes Prinzip der Schönheit proklamieren will. Der Schmuck des Möbels wird aufs äußerste beschränkt oder ganz verbannt, nur durch edles Material, durch präzise Arbeit und dadurch, daß es in der Form seine Bestimmung klar zum Ausdruck bringt, soll es ästhetisch wirken. Aber die Kunst ist dazu da, uns zu *ergötzen*, und tut sie das, dann ist es zweckmäßig, ob mit einfachen oder überladenen Formen. Die napoleonischen Kriege hatten eine drückende Armut hinterlassen, man begnügte sich mit einfachsten Formen. Im Biedermeier war alles so unscheinbar, daß man die Form kaum bemerkte. Da kam der französische Krieg: der Milliardensegen ergoß sich über Deutschland und der neugewonnene Reichtum wollte sich zur Schau stellen. Die deutsche Renaissance, die dem Holzschnitzer Gelegenheit gab, viel zu verdienen, und dem Besteller, sein Geld loszuwerden, wurde auf den Schild erhoben. Masken und Löwenköpfe starrten einem überall entgegen. Bald war man sie satt, wandte sich den Muscheln und Ranken des Rokoko zu, um sehr bald in schroffer Reaktion die steife Gradlinigkeit und das kalte Antikisieren des Empire zu bevorzugen. Dazwischen tauchte auch ein bißchen Gotik, ein bißchen Romanisches, ein bißchen Japan auf, bis

man es beschämend fand, daß man nur immer nachahmte und keinen eigenen modernen Stil schaffen konnte. Der sogenannte Jugendstil wollte diese Neuschöpfung bringen – aber ihm war noch kürzere Zeit vergönnt, sich breitzumachen. Nachdem man alle erdenkbaren Arten von Ornamentik durchgekostet hatte, ist die Reaktion eingetreten, und wie konnte ihre Parole anders lauten als: ›Gar kein Ornament!‹ Der neue Zweckmäßigkeitsstil bezeichnet nichts anderes als den Katzenjammer, der unvermeidlich war, nachdem man sich im Schwelgen in allen möglichen Zieraten übernommen hatte. Er knüpft an das Biedermeier an – aber dieses war aus wirklicher Armut hervorgegangen, während sich bei jenem der Reichtum nur hinter schlichten Formen versteckt. Denn das wertvolle Material und die sorgfältige Arbeit kosten mehr als das frühere Ornament. Nicht mit Unrecht spricht man daher von dem ›Armeleutestil für Millionäre‹.

Aber jede Kunstepoche schmäht diejenige, von der sie sich eben abgewandt hat, und muß es tun, da sie ja sonst keinen Grund zu diesem Abwenden gehabt hätte. Über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts urteilen wir günstiger als über die zweite, denn da die zweite die Reaktion gegen die erste bedeutet und unsere wieder die Reaktion gegen jene, so versteht es sich von selbst, daß wir die besiegte Feindin unserer Feindin als Bundesgenossin begrüßen. Ganz ähnliches hat sich in früheren Zeiten ereignet – es gibt nichts Neues unter der Sonne!«

Dicht an der Kamera vorbei

Der erste Film wurde öffentlich 1895 im Keller eines Pariser Kaffeehauses vorgeführt – er dauerte nur wenige Minuten. Die Brüder Lumière hatten damals dem Besitzer des Kaffeehauses im voraus ein Fixum zahlen müssen, weil niemand an den Erfolg solcher Vorführungen glaubte, und als ein Begeisterter die Erfindung des Kine-

matographen kaufen wollte, bekam er die berühmt gewordene Antwort: »Diese Erfindung ist nicht zu verkaufen, sie wäre auch Ihr Ruin. Sie besitzt keinerlei kommerzielle Zukunft.«

1908 wurde auf einem filmtechnischen Kongreß bereits die internationale Vereinheitlichung der Filmperforation durchgesetzt. Die Firma Pathé erobert das Filmmonopol in allen europäischen Ländern und in Amerika. Gregor und Patalas, die Filmhistoriker, schreiben: »In Italien etablierte sich eine eigene Filmproduktion erst 1905. Die vorerst kleine Gesellschaft ›Cines‹ machte sich mit dem historischen Film ›Die Einnahme von Rom‹ einen Namen. 1908 brachte der ehemalige Photograph Ambrosio ›Die letzten Tage von Pompeji‹ auf die Leinwand. Dem Erfolg dieser beiden Filme verdankt die italienische Filmproduktion der nächsten Jahre ihren Aufschwung. Eine Flut pompös inszenierter Massen- und Kostümfilme verließ die Studios.«

Die Geburt des Films rehabilitierte eine Form der Wirklichkeitswiedergabe, die bereits als überwunden galt: den Naturalismus. Während in Europa Impressionismus und Jugendstil herrschten, boten sich den Besuchern der ersten Filmvorstellungen Ausschnitte aus der konkreten Wirklichkeit, deren »wunderbare Natürlichkeit« die ersten Kritiker nicht genug zu rühmen wußten. Dabei wird der Illusionismus oft als ursprüngliche Eigenschaft des Films angesehen. Lumières kurze Streifen waren aber Dokumentarfilme im heutigen Sinn. Die teils erschrockenen, teils faszinierten Zuschauer erlebten Szenen aus dem Alltag: das Baby auf den Knien der Mutter; Arbeiter, die Lumières Fabrik verließen; einen vom Wasserschlauch übergossenen Gärtner – also auch schon die Urform der Filmburleske.

Später kam die Ankunft eines Zuges dazu, dessen Lokomotive das Publikum – so wird überliefert – in panischen Schrecken versetzt hat. »Sie tauchte aus der Tiefe der Leinwand auf, wurde größer und raste dicht an der Kamera vorbei.«

Ein sensationeller Erfolg wird der 1908 aufgeführte Film »Die Ermordung des Herzogs von Guise«, dessen Stoff aus einem Kriminalfall des berühmten Anwalts Pitaval stammte. Zu diesem Film schrieb Camille Saint-Saëns eine eigene Musik, mit der die Zeittafel der selbständigen Filmmusik beginnt.
Die ersten aktuellen Filme hatten eine Länge von nur 24 Metern, die folgenden wurden umfänglicher, da man Leerstellen für den Erklärer einbaute, der gelegentlich mit einem Stab auf die entsprechenden Szenen wies. Ein Klavierspieler spielte bestimmte Stücke oder improvisierte. Bei ergreifenden Passagen bediente er sich des Harmoniums, gelegentlich gab es auch einen Schlagwerker, der Pferdegetrappel, Schüsse und vorbeifahrende Züge imitierte. Die besseren Kinos hatten bald Kapellen. Kinotheken erleichterten dem Kapellmeister die Wahl passenden Notenmaterials und lieferten für jede Situation heitere, traurige, schwermütige, exotische, feierliche oder tragische Stücke. Aber dadurch entstand eine schematische Musikbegleitung, die Willkür des Kapellmeisters folgte der steigenden Individualität der einzelnen Filme nicht mehr. Die Filmindustrie verschickte mit den Bildrollen bald das passende Notenmaterial, das wie bei der »Ermordung des Herzogs von Guise« schon eigens komponiert war.
Als Filmkomiker wurde Max Linder gefeiert; er empfing riesige Gagen, war der Typ des vornehmen Komikers, dessen einziger Zeitvertreib der mit Unglücksfällen, Verwechslungen und Hetzjagden gewürzte Flirt mit eleganten Schönheiten ist.
1908 entstehen die ersten Zeichentrickfilme, negativ kopiert, weil damals ein heller Hintergrund noch zu stark geflimmert hätte.
In Amerika drehte David Griffith »Dolly's Abenteuer«, nach Jack Londons »Aus Liebe zum Gold« und nach Tennysons »Enoch Arden«, Filme, in denen die Kamera schon dicht an den Darsteller gerückt wird; im Hintergrund der Szene erscheint bereits das Bild, an das der Darsteller denkt – die Handlung ist also nicht mehr

an die Einheit von Zeit und Ort gebunden, sondern schafft sich ihre eigene gedankliche Kontinuität. Die Szenen beginnen schon mit Auf- und Abblenden.

Geigentöne voll wissender Wehmut

In der Literatur der Zeit zeigen sich die Zeichen einer Wandlung vielleicht schneller verständlich als in der bildenden Kunst. Hermann Hesses »Demian« erscheint 1919, aber darin erinnert der Held Emil Sinclair sich an 1908: »Diese Welt war mir wohlbekannt. Sie hieß Vater und Mutter, sie hieß Liebe und Strenge, Vorbild und Schule. Zu dieser Welt gehörten milder Glanz, Klarheit und Sauberkeit; hier waren sanfte, freundliche Reden, gewaschene Hände, reine Kleider, gute Sitten daheim... Zu dieser Welt mußte man sich halten, damit das Leben klar und reinlich, schön und geordnet sei.« 1908 spielt Thornton Wilders »Unsere kleine Stadt«, das Stück, in dem das Schicksal der Kinder George und Emily abrollt. Zum Schluß ruft die zurückgekehrte Emily aus: »Leb wohl, kleine Stadt! Lebt wohl, ihr tickenden Uhren. Mein guter alter Nußbaum und Mamas Sonnenblumen – von allem nehme ich Abschied, von dem guten Essen, dem Kaffee. Von den frisch gebügelten Kleidchen, dem dampfenden Bad, dem süßen Einschlafen im weichen Bett, dem Aufwachen am frühen Morgen.«

Eine Zeit schließt, der Bürger nimmt Abschied. Thomas Manns »Buddenbrooks« haben es 1901 schon vorweggenommen: Im letzten Buddenbrook, Hanno, geht ein altes Geschlecht zu Ende, zu müde bereits und zu edel zur Tat und zum Leben, steht am Ende seiner Tage, und seine letzten Äußerungen sind Laute der Kunst, ein paar Geigentöne voll wissender Wehmut der Sterbensreife. Hanno, der letzte Buddenbrook, stirbt mit 15 Jahren.

In dem Roman von Robert Walser »Der Gehülfe« (1907) wird der Verfall eines Hauses zum Sinnbild dafür, daß der bürgerliche

Mensch sein Heim verliert: »Nun besteht ja allerdings ein Haus aus zwei Seiten, aus einer sichtbaren und einer unsichtbaren, aus einem äußeren Gefüge und einem inneren Halt... Was nützt es, wenn ein Haus schmuck und gefällig steht, wenn die Menschen, die es bewohnen, es nicht zu stützen und zu tragen vermögen.«
In Ludwig Thomas am 21. November 1908 im Schauspielhaus München uraufgeführtem Stück »Moral« sagt Frau Bermann zu ihrem Gatten: »Wir spielen einander seit vielen Jahren Theater vor. Du als christliches Familienoberhaupt, ich als gläubige Zuschauerin. Es ist jedoch kein Ideal zertrümmert worden. Unsere Ehe weiß keines mehr.«
Die wachsende Industrialisierung hat nicht nur den Bürger unsicher gemacht, sie hat auch die Städte durch das zugezogene »Proletariat« rasch anwachsen lassen, und diese Städte werden jetzt zum erstenmal als Last empfunden. Georg Heym, 1912 als Fünfundzwanzigjähriger in der Havel bei Berlin ertrunken, erkennt die sinnentleerte Großstadt als dämonisches Erlebnis:

Der Gott der Stadt

Auf einem Häuserblocke sitzt er breit.
Die Winde lagern schwarz um seine Stirn.
Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit
Die letzten Häuser in das Land verirrn...
Er streckt im Dunkel seine Fleischerfaust.
Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt
Durch eine Straße. Und der Glutqualm braust
Und frißt sie auf, bis spät der Morgen tagt.

Neben dem müde-genießerischen Skeptizismus Hofmannsthals, neben dem angreiferischen Expressionismus dieser Tage beginnt eine Sehnsucht nach dem Lande aufzukeimen, die noch nichts von der späteren Pseudo-Romantik der »Heimatdichtung« hat. Der

neunundvierzigjährige Knut Hamsun schreibt schon an seinem Roman »Segen der Erde«. Der 1901 gegründete »Wandervogel« beginnt immer weitere Kreise der Jugend zu ergreifen und erhält 1908 durch den »Zupfgeigenhansl« sein grundlegendes Singbuch. In England begründet Robert Baden-Powell mit den Boyscouts die Pfadfinderbewegung. Am 13. Januar wird im Schauspielhaus Düsseldorf Karl Schönherrs »Erde« uraufgeführt, wofür der Autor den Schillerpreis erhält. In diesem Stück des österreichischen Dramatikers ruft der alte Grutz, von dem die Übergabe des Bauernhofs erwartet wird, triumphierend aus: »Der Erdboden tragt mi noch, der Erdboden tragt mi noch!«
Das Land stellt sich in scharfen Gegensatz zur Stadt.

Vom Theater verzaubert

In Deutschland behauptet seit nahezu 20 Jahren die dramatische Literatur trotz vieler Fehlschläge ihr Übergewicht sowohl hinsichtlich ihrer Bedeutung wie des Interesses und der Teilnahme des Publikums. Die Dramatik hat die vorangehende Periode der großen Erzähler, Gottfried Keller, Gustav Freytag, Theodor Storm und Konrad Ferdinand Meyer, abgelöst. Keiner der Erzähler um 1908 kommt, nach Ansicht der zeitgenössischen Kritiker, den Genannten nahe und steht in der allgemeinen Wertschätzung den gefeierten Theaterschriftstellern gleich. An der Zunahme der Theater in allen größeren deutschen Städten, an der Steigerung ihres Besuchs, am umfangreichen Betrieb der dramatischen Literatur erweist sich die Teilnahme der Öffentlichkeit. Die Buchausgaben der Stücke von Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann und Frank Wedekind werden zu Tausenden verkauft. Und wie das Publikum, so sind auch die Verfasser von Theaterstücken, besonders die kleineren Talente, vom Theater verzaubert. Aber von jedem dritten Stück, das aufgeführt wird, heißt es in den Kritiken: »Dieser Stoff wäre für eine

Novelle geeignet gewesen! Warum ist trotzdem ein Theaterstück draus geworden? Weil alles unter dem Bann des Theaters steht, das dem Glücklichen Geld und Ruhm wie nie zuvor verspricht.«
Zwar betitelt Paul Goldmann, der in Berlin die Besprechungen für die »Neue Freie Presse« in Wien schreibt, seine 1908 gesammelten Theaterkritiken »Vom Rückgang der deutschen Bühne« – aber er meint damit den Rückgang der literarischen Bedeutung. Der materielle Erfolg des Theaters, sein Einfluß auf weiteste Kreise bis in die tiefsten Schichten des Volkes ist in jenen Tagen unbestreitbar. Das Theater ist gesellschaftlicher und geistiger Mittelpunkt des Adels wie des Bürgertums, es gibt zudem regelmäßige Schülervorstellungen, Arbeitervorstellungen und volkstümliche Unterhaltungsabende. Die klassischen Dramen sind zum Allgemeingut des Volkes geworden und nicht mehr Privileg der Hoftheater und der Stadttheater.
Die wesentlichen Kritiken befassen sich mit Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind (sehr viel mit den »Frechheiten« Frank Wedekinds), mit Hofmannsthal (allerdings häufig mit dem »Schwulst« Hofmannsthals), Richard Beer-Hofmann, Arthur Schnitzler, Hermann Sudermann, Arno Holz, Herbert Eulenberg, Schalom Asch, Bernard Shaw und sehr oft mit der Direktionsführung Max Reinhardts und des Moskauer künstlerischen Theaters unter Stanislawsky.
In einer großen Besprechung des Buches von Goldmann »Vom Rückgang der deutschen Bühne« schreibt der Berliner Kritiker Karl Frenzel:
»Mit Recht wird die feinere Technik Sudermanns hervorgehoben, Hauptmann bleibt immer in den Schilderungen des Zuständlichen stecken und ist unfähig, ein in sich geschlossenes, sich dramatisch steigerndes Bühnenstück zu schaffen. Sudermann ist der geschickte und verständige Handwerker. Bei ihm entwickelt sich eine Szene organisch aus der anderen, der Dialog schweift nicht wie bei Haupt-



mann auf hundert Irrwegen und in lyrischen Intermezzos von der Hauptsache ab. Aber Sudermanns Horizont ist beschränkter, seine Phantasie dürftiger, während Hauptmann als geborener Anempfinder und Spätling der Romantik aus der Enge des Naturalismus immer von neuem einen Aufschwung in das Reich der Phantastik und der Historie versucht. Der eine vermag seine vollkommneren technischen Formen nicht mit poetischem Inhalt zu füllen, der andere seine poetischen Einfälle nicht in die technische Form zu bringen. Es ist der Übereifer ihres Schaffens, der ihre letzten Mißerfolge verschuldet hat: jedes Jahr soll ein neues Stück auf der Bühne erscheinen, sie lassen keinen einzigen Entwurf ausreifen und halten es für überflüssige Mühe, aus der rasch hingeworfenen Skizze ein Bild zu machen.
Aber hat nun die neue Richtung zum Rückgang der deutschen Bühne geführt? Ich gehe in der künstlerischen Verurteilung der Moderne weiter als Goldmann, denn ich sehe in Ibsen die eigentliche Wurzel des Übels und kann auch den Ausländern Gorki, Wilde, Shaw nur mit großer Einschränkung zustimmen – aber die Notwendigkeit der neuen Richtung und die mächtige Anregung, die sie unserem Theater gegeben hat, erkenne ich bereitwillig an. Der Naturalismus und die Neuromantik eröffneten der dramatischen Kunst neue Stoffgebiete, regten neue Fragen an, stellten neue Probleme auf. Über dem geringen künstlerischen Wert, der Geschmacklosigkeit oder Perversität der einzelnen Leistungen darf man die Bedeutung der Entwicklung, die Kraft des Anstoßes, welche die neue Richtung dem gesamten deutschen Bühnenwesen gegeben hat, nicht vergessen.«
Man spricht immer wieder über die großen Erfolge Ernst von Wildenbruchs, vor allem seiner »Rabensteinerin«, einem vaterländischen Geschichtsdrama. Über Otto Erler gibt es seitenlange Besprechungen von großer Ausführlichkeit: ganze Szenen werden wortgetreu nacherzählt. Rudolf Herzog, Oskar Blumenthal und

Gustav Kadelburg geistern da und dort noch herum, und der 70. Geburtstag von Adolf L'Arronge wird feierlich begangen: »Jedes Berliner Theater hat eines seiner volkstümlichen Werke zum freudigen Beifall des Publikums an diesem Tage aufgeführt. Man sieht in L'Arronge den letzten Meister aus der guten alten Theaterzeit, wo es noch keine Moderne und keinen Magus aus dem Norden gab« – womit wohl auf Ibsen angespielt wird. Die zum Festtag aufgeführten Stücke sind: »Mein Theodor« und »Hasemanns Töchter«. 1908 wird in München das Künstlertheater eröffnet, 1909 an Max Reinhardt verpachtet.

Neue Bücher

Eine Art Buchgemeinschaft schien sich 1908 bereits mit den Büchern des deutschen Hauses, die Rudolf Presber herausgab, zu entwickeln. Für 75 Pfennig werden Bände in großer Auswahl angeboten, die gut gedruckt, gut gebunden und illustriert sind. Jede Woche erscheint ein neuer Band, so daß der Abonnent nach einem Jahr eine stattliche Bibliothek besitzt. Diese Bücher stellen zugleich eine Kampfmaßnahme gegen die um sich greifende schlechte Literatur dar, und man ist in allen Anzeigen dieser Reihe skeptisch gegen die anderswo angekündigten »Meisterschöpfungen der jüngeren Literatur«.
1908 wird der Nobelpreis für Literatur an Rudolf Eucken, Professor in Jena, vergeben, der einen Neu-Idealismus fordert, einen idealistischen Aktivismus gegen die Entartung der modernen Zivilisation und ihre unpersönlich gewordene Kulturarbeit, die kein echtes Geistesleben schaffen kann.
Eucken bedeutet der Gottesgedanke nichts anderes als absolutes Geistesleben, das zum vollen Bei-Sich-Sein führen soll und zugleich alle Wirklichkeit umspannt. Sein 1908 erscheinendes Werk heißt: »Der Sinn und Wert des Lebens«.

Moral

Komödie in 3 Akten von Ludwig Thoma

Ort der Handlung: Emilshofen, Hauptstadt des Herzogtums Gerolstein.
Zeit:
Der erste und dritte Akt spielen im Hause des Rentier Fritz Beermann, der zweite Akt spielt im Polizeigebäude.
Zeit: Von Sonntag Mittag bis Montag Abend.

Personen

Fritz Beermann, Rentier
Lina Beermann, seine Frau
Effie, beider Tochter
Adolf Bolland, Kommerzienrat
Klara Bolland, seine Frau
Dr. Hauser, Justizrat
Frau Lund, eine alte Dame
Jakob Dobler, Dichter
Frl. Koch-Pinneberg, Malerin
Otto Wasner, Gymnasiallehrer
Frhr. von Simbach, Polizeipräsident
Oskar Ströbel II, Polizeiassessor
Madame Ninon de Hauteville, [illegible]
Freiherr Beppo von Schmettau,
genannt Hirnberg,
herzogl. Kammerherr u. Adjutant
Josef Reisacher, ein Schreiber
Betty, Zimmermädchen bei Beermann
Ein Diener, zwei Schutzleute

Erste Seite der Urhandschrift von Ludwig Thomas »Moral«

„IM TAU DER ORCHIDEEN“

und andere chinesische Lieder
aus drei Jahrtausenden
in deutsche Strophen gebracht
von

Conrad Haussmann

Umschlagzeichnung von André Lambert

Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark, Liebhaberausg. 20 Mark

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom
Verlag Albert Langen in München-S

Novität! Novität!

Ludwig Thoma
Kleinstadtgeschichten

Umschlagzeichnung von Wilhelm Schulz

Preis geheftet 3 Mark,
in Original-Leinenband 4 Mark,
in Liebhaber-Lederband 6 Mark

Ein ebenso lustiges Seitenstück zu Thomas köstlichen Lausbubengeschichten!

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom
Verlag Albert Langen in München-S

Frank Wedekind
MUSIK

Sittengemälde in vier Bildern

Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark

Grosser, unbestrittener Erfolg bei der Uraufführung in Nürnberg

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt von
Albert Langen in München-S

Marcel Prévost

Julchens Heirat
Eine Ehenovelle
Umschlag und 12 Illustrationen von F. v. Reznicek
Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Brautnacht
Novellen
Umschlagzeichnung von
Ernst Heilemann
Drittes Tausend
Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ratschläge für Junggesellen und Verlobte
Umschlagzeichnung von
F. v. Reznicek
Zehntes Tausend
Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Halbe Unschuld
(Demi-vierges)
Roman
Umschlagzeichnung von
Th. Th. Heine
Elftes Tausend
Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen
Verlag von Albert Langen in München-S 10

Eine Huldigung für

Wilhelm Busch †

ist die glänzende Parodie auf

Max und Moritz:

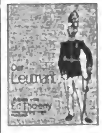
Die bösen Buben

In lustigen Versen von
Ludwig Thoma

Mit vielen bunten Bildern von
Th. Th. Heine

Preis kartoniert 2 Mark

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom
Verlag Albert Langen in München-S



VIER ALBUMS
von
EDUARD THÖNY



DER LEUTNANT — *GEMISCHTE GESELLSCHAFT*

MILITÄR — *VOM KADETTEN ZUM GENERAL*

Jedes Album ist elegant in Leinwand gebunden, enthält 32 Blatt in mehrfarbigem Druck auf Kunstdruckpapier und kostet 6 Mark

Neue Freie Presse, Wien: Thöny führt mit seinem scharfen Griffel eine schneidige Polemik gegen die gesellschaftlichen Auswüchse des Militarismus, und er ist ein Virtuose in der Karikierung der Offizierstypen, sowohl der reichsdeutschen wie der österreich-ungarischen. Seine Bilder werden einmal den Wert von Illustrationen der Zeitgeschichte haben.

Die Albums können durch die meisten Buchhandlungen bezogen werden oder direkt von
Albert Langen,** Verlag für Litteratur und Kunst in **München-S

Buchanzeigen aus einer illustrierten Zeitung

Der große Wilhelm Busch, vergnügter Pessimist aus der Schule Schopenhauers, stirbt im Januar des Jahres 1908.
Der reiche Schnorrer und poetische Träumer des Wiener Kaffeehauses, Peter Altenberg, läßt seine Wiener Skizzen »Märchen des Lebens« erscheinen, Otto Julius Bierbaum »Prinz Kuckuck«, das Leben eines Wüstlings, Laurids Bruun, ein Däne, lädt die Vergrämten der Zeit in die Südsee mit seinem Roman »Van Zantens glückliche Zeit«.
Ein Flüchtling aus müder Resignation ist der Held von Arthur Schnitzlers »Der Weg ins Freie«, der in seiner melancholischen und genußfreudigen Dekadenz zwar das Weite vor der Verantwortung sucht, aber nie ein großer Musiker werden wird, wovon er träumt und wozu der Weg ins Freie dienen soll.
Der witzige Ire George Bernard Shaw, damals zweiundfünfzigjährig, läßt voller Lust an Paradoxem den gesunden Menschenverstand über die Konventionen der Gesellschaft siegen, sein »Getting married« dieses Jahres beginnt mit einer köstlichen Vorrede über Liebe und Ehe.
Vom unbequemen Strindberg kommt 1908 die »Gespenstersonate« und das »Blaubuch« heraus. Der quälerische Bekenntnisdrang des Nordländers, seine skeptische Bindungslosigkeit, die bis zum Verfolgungswahn und zur Flucht in eine mystische Religiosität reicht, spiegelt alle Formen der Zeit zwischen Naturalismus und Expressionismus wider und beunruhigt die Menschen, die sich lieber an Bestseller der damaligen Zeit halten, etwa an Selma Lagerlöfs »Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson«, deren zweiter Band eben erscheint.
Als bloße kaustische Scherze nimmt man Christian Morgensterns Gedichte hin, dessen erweiterte »Galgenlieder« auf den Markt kommen: niemand ahnt, daß mit diesen Gedichten bereits viel später erst merkbar werdende Haltungen des Surrealismus und des schwarzen Humors angeschlagen werden.

Paul Cézanne ist erst seit zwei Jahren tot, seine großen »Badenden« hat er als Vermächtnis hinterlassen dafür, daß ein Bild nicht die Illusion der Wirklichkeit zu erzeugen, sondern den Betrachter in die Spannung des Malers zu versetzen hat. Jetzt malt Georges Braque in der Frühzeit des Kubismus seine Landschaften von Estaque, Bilder, in denen die Bäume und Berge über die Landschaft hereinbrechen, die Wege in den Hintergrund zurückzucken, Felsen und Himmel mit wilden Pinselstrichen in die Erde hineinschneiden und den Raum zerhacken. Die Landschaften haben etwas Bedrohendes, sie scheinen bereit, den zum Hineinwandern aufgeforderten Betrachter zu vernichten. Auch bei Picassos 1908 gemalten »Drei Frauen« wird die Form selbst nicht zertrümmert – wie man dem Maler damals vorwarf –, sondern die Frauen, die der zerstörbaren Welt angehören, werden bedroht. Der Raum füllt sich mit Räumen und scharfkantigen, abweisenden Formen, kinematographische Zerlegungen scheinen aufzutauchen, in allem ist Schnelligkeit und die Fülle der einander überschneidenden Eindrücke des modernen Menschen, und damit wird ein neues Element in das bis dahin statische Bild hineingenommen: die Zeit. Die Bilder verharren nicht, man erwartet, wenn man ihnen für Augenblicke den Rücken gekehrt, daß sie sich verwandelt haben. Pierre Daix schreibt in seinem Buch über Picasso: »Der Bruch mit den künstlerischen Konventionen war zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine Notwendigkeit geworden. Elektrizität, Explosionsmotor, Chemie und Metallurgie haben die Beziehungen des Menschen zur Natur von Grund aus gewandelt. Die Werke Braques und Picassos aus diesen Jahren bedeuten die endgültige Befreiung der Malerei von der Sinneswahrnehmung, die Bestätigung der autonomen Malerei, die nun zur Eroberung der wirklichen Welt, der modernen Welt auszieht. Genau wie Einstein mit den Erfahrungen des gesunden Menschenverstan-

des – der drei Dimensionen von wahrnehmbaren Erscheinungen – bricht, um die Autonomie der Physik zu bestätigen.«
In Italien tritt der Futurismus auf, für den Zeit und Raum gestorben sind, der annimmt, daß wir bereits im Absoluten leben, da wir bereits die ewige, allgegenwärtige Geschwindigkeit geschaffen haben. Die Kämpfe der Linien, Winkel und Flächen sollen spürbar werden. Man schwärmt von der Schönheit des Automobils, dem damaligen Inbegriff von Bewegung und Schnelligkeit, für die dynamische Empfindung des modernen Menschen, für den ein Bild eine Synthese dessen ist, was er sieht und woran er sich (zugleich) erinnert.

Zu der in Deutschland 1905 von Schmidt-Rottluff, Ernst Ludwig Kirchner und Erich Heckel gegründeten Künstlervereinigung »Die Brücke« stoßen nun Emil Nolde, Max Pechstein und Otto Mueller. Diese Maler versuchen am Sichtbaren, das Hintergründige wirklich werden zu lassen und sind etwas lyrischer als die zur gleichen Zeit in Frankreich arbeitenden »Fauves« Matisse, Derain und Vlaminck.
Zugleich aber wird neben die großen Abstraktionen, wie der Russe Kandinsky in seinen theoretischen Schriften feststellt, also neben die Unabhängigkeit des Bildes vom gegenständlichen Eindruck, die »große Realistik« gestellt: der einfache, harte, von keiner Atmosphäre umgebene Gegenstand, der sich, zweckfrei, dem unbefangenen Blick des Kindes darbietet. Kandinsky sagt: »Das Kind weiß nichts vom äußeren Zweck, von der praktischen Bedeutung des Gegenstandes und betrachtet das Ding als solches und kann so leichter zum inneren Klang der Dinge gelangen.«
Noch malt zu dieser Zeit Claude Monet, der Meister des Impressionismus, sein Bild »San Giorgio Maggiore in der Dämmerung« – ein Bild wie jenes erste von 1874: »Soleil levant«, das der nun untergehenden Richtung des Impressionismus damals den Namen gegeben hat. Noch malt Degas seine Ballettänzerinnen wie eh und je,

aber Picasso veranstaltet ein Bankett für den Zöllner Rousseau, der 1907 sein naives Bild »Die Schlangenbeschwörerin« fertiggestellt hat, vor dem er sich nachts selber fürchtet, und der mit seinem Kinderblick genau die Forderungen Kandinskys erfüllt.
Auch, was man »engagierte Malerei« nennen könnte, meldet sich 1908 schon an: Käthe Kollwitz radiert ihre aufrührerische Serie vom »Bauernkrieg«, Heinrich Zille in Berlin gibt seine »Kinder der Straße« heraus. Beim populären »Pinselheinrich«, dessen kleine Proletenbengel mit den Wasserköpfen sich in Hinterhöfen tummeln, mischt sich Humor und Tragik zu einem anklagenden Bericht über das im Schatten der Großstadt hinwelkende Leben.

Atonale Musik und Old Time-Jazz

Die Zeichen einer aufbrechenden Zeit beginnen sich auch in der Musik zu zeigen. Was sich »Neue Musik« zu nennen beginnt, ist ein vielschichtiges, sehr unterschiedliches Gebilde mit zahlreichen, einander schroff entgegenstehenden, sich auch bekämpfenden Einzelrichtungen – vielleicht nicht so deutlich merkbar wie in der bildenden Kunst –, die alle sich nur in einem einig sind, in einem Negativum: im Vermeiden ausgetretener Pfade. Die Einstellung der einzelnen Vertreter der vielen Richtungen zur harmonischen Tonalität läßt sich noch weniger als in der bildenden Kunst auf einen Nenner bringen.
1908 ist der Augenblick, in dem der vierunddreißigjährige Arnold Schönberg, gebürtiger Wiener, sich mit den George-Liedern und fünf Orchesterstücken von der Tradition löst. Die Zwölftonmusik bereitet sich vor, die expressionistisch-atonale Periode ist schon erreicht.
In der leichten Muse ist die Operette nach Johann Strauß immer mehr abgesunken, jetzt erlebt die Wiener Operette mit Franz Lehár eine neue Blüte. Die »Lustige Witwe« ist schon 1905 über die

Bretter gegangen. In Berlin feiert man Paul Lincke, bei dem sich der gefühlvolle Wiener Walzer in die kessen Rhythmen der »Berliner Luft« verwandelt, die wie eine musikalische Fassung der Zeichnungen Heinrich Zilles wirkt.
»Die Schützenliesl« von Edmund Eisler, Carl Michael Ziehrers »Tolles Mädel« und Oscar Straus' »Walzertraum« treiben noch ihr Wesen – aber in New York spielt man schon das erste Musical: »45 minutes from Broadway«. Es gibt schon den Old Time-Jazz im New Orleans-Stil mit der Aufteilung in Melodie- und Rhythmusgruppe der Band. In Wien feiern die Symphonien Gustav Mahlers Triumphe, Bela Bartók hat sein erstes Streichquartett vollendet, Nikolai Rimsky-Korssakow, kurz vor seinem Tod am 6. Juni, seine erste Symphonie, und das elfjährige Wunderkind aus Wien, Erich Wolfgang Korngold, komponiert die Pantomimenmusik für »Der Schneemann«.

500 000 Mark für den Grafen Zeppelin

Unzertrennlich mit den Erinnerungen an die ersten Jahre der Kindheit eines 1908 Geborenen – und wenn er 1908 drei Jahre alt gewesen wäre, könnte es nicht anders sein –, unzertrennlich damit verbunden sind die Gesänge der Dienstmädchen beim Bettenmachen, Nähen und Abwaschen.
Vor allem das Abwaschen verlangte damals noch viel Zeit. Auf dem Herd wurde Wasser erhitzt, riesige Abwaschwannen wurden aufgestellt, die Mädchen sangen vom dürstenden Verwundeten zu Sedan, dem Sonne, Mond und Sterne brüderlich ins bleiche Angesicht leuchteten. Vom Mariechen, das weinend im Garten saß, in den Armen das schluchzende Kind, und von seinem Vater, der in stillem Wohlergehen in der Fremde lebt und von Mutter und Kind nichts wissen will. Sie sangen von der Mutter des verwundeten und gestorbenen Soldaten, die über sein Bett hinstürzt – und man grub

für zwei ein Grab. Sie sangen vom Polenmädchen, das lieber starb als tanzte, weil es seine Unschuld bewahren wollte. Vom bösen Leutnant von der Garde, der dem müden Mädchen die Unschuld wegraubte, und von dem Mädchen von 18 Jahren, verführt durch eine Jünglingshand. Pausenlos sangen sie von Liebe und Leid, und dabei roch es nach Wasserdampf, Zink und Terpentinseife, Sunlight-Soap (sie sprachen es aus, wie es geschrieben wird), es roch nach Fett, die Fensterscheiben beschlugen sich und das Porzellan ging scharenweis zugrunde. Und wenn wir Kinder an die Fenster der Straßenseite gingen, marschierte dort meist der Werkelmann auf, wie der Leierkastenmann in Wien hieß, und stellte sein massives Gerät unter dem Haustor auf. Es war immer ein Invalide, der mit der Mütze sammelte, einer vielleicht sogar, von denen die ahnungslosen Mädchen sangen. Seine Frau drehte die Kurbel am Kasten, aus den Fenstern fielen die Münzen, in Papier gewickelt, auch wenn das alles lang nicht so schön war wie die Dienstmädchenlieder, weil die keuchende Drehorgel keine Texte zum besten gab.

Dieses Leben blickte nur zurück und stillte seine Bedürfnisse mit wehmütiger Romantik und süßem Kitsch, aber die Zeit war anders und drängte vorwärts. Wissenschaft und Technik machten Riesenschritte. Gabriel Lippmann, der luxemburgische Physiker, Professor an der Sorbonne, erhielt den Physik-Nobelpreis für sein auf der Interferenz beruhendes Verfahren der Farbphotographie, den Chemie-Nobelpreis Ernest Rutherford, Engländer, Professor in Manchester, der Begründer der modernen Kernphysik, für seine Forschungen über die Radioaktivität. Rutherford und seine Mitarbeiter hatten eine Reihe brillanter Arbeiten veröffentlicht, in denen nachgewiesen wurde, daß die Atome des Radiums in einer Reihe radioaktiver Zerfallstufen zu Atomen anderer Elemente umgewandelt werden. Sie fanden, daß die sogenannten Alphateilchen gewichtige geladene Partikelchen sein mußten, möglicherweise die positiv geladenen Ionen des Gases Helium.

Der Franzose Henri Farman stellte mit seinem Doppeldecker-Flugzeug einen Höhenflugrekord von 25 Metern auf, die amerikanischen Brüder Wright bald darauf mit 110 Metern. Sven Hedin erforschte Persien und Tibet und entdeckte das Transhimalaja-Gebirge, die erste Turbolokomotive wurde entwickelt, der deutsche Physiker Adolf Miethe erarbeitete die Grundlagen für die Dreifarbenphotographie nach der Natur, in Amerika wird die Roosevelt-Talsperre in Arizona, 87 Meter hoch, für über zwei Milliarden Kubikmeter Wasser fertiggestellt, in Hildesheim tritt der erste telephonische Selbstanschluß für den Ortsverkehr in Tätigkeit, der versenkbare Füllhalter setzt sich durch, das moderne Feuerzeug mit einem Zer-Eisenstein kommt auf.
Man hat sich über die Problematik der modernen Kunst, über die Wirren der Politik erfolgreich beruhigt mit den technischen Errungenschaften der Zeit. Von überallher kommen die Nachrichten, die auf den Fortschritt der Menschheit zu weisen scheinen.
1903 hatte der Mechaniker Henri Ford in Detroit die Ford-Motor-Company gegründet. Jetzt beginnt er durch Anwendung neuester wirtschaftlicher und technischer Methoden die äußerste Rationalisierung durch Fließbandarbeit und ungelernte Arbeiter durchzusetzen, und als einer der großen Seher des 20. Jahrhunderts faßt er den Gedanken, seine Arbeiter wirtschaftlich so zu stellen, daß sie seine Kunden werden können.
Graf Zeppelin hat neue erfolgreiche Fahrten mit seinem Luftschiff hinter sich, die er in der Gegend des Bodensees durchführt. Auf einer dieser Fahrten nahm er höchste Herrschaften mit, den König und die Königin von Württemberg. Der Graf feiert seinen 70. Geburtstag und rüstet zu weiteren Unternehmungen. Seine genialische Erfindung, so jubelt die Presse, hat die Eroberung der Luft durch den Menschen eröffnet. Nicht der »Aeroplan« ist es, der dem modernen Verkehr den Raum über der Erde erschließt, sondern das absolut absturzsichere Luftschiff starrer Bauart, der Zeppelin.

Aber es gibt Rückschläge – und sie werden mit nationalem Pathos übertüncht:

»Das Unglück, das bei Echterdingen das Luftschiff des Grafen Zeppelin am 5. August nach glücklich verlaufener 20stündiger Fahrt von Friedrichshafen über Basel, Straßburg, Mainz, Worms und Stuttgart vernichtet hat, versetzte die patriotische Stimmung der Deutschen in mächtige Schwingungen. Allerorten werden Sammlungen eröffnet, um dem kühnen Erfinder die Mittel zum Bau eines neuen Schiffs bereitzustellen. Über das Gezänk des politischen Alltags geht einmal wieder freudig brausend die Woge des nationalen Hochgefühls. Uns zur Kräftigung und Erfrischung, den Feinden und Neidern zur Warnung und Mahnung!«

Die General Motors-Company für die Modelle Chevrolet, Buick und Cadillac wird gegründet, in Deutschland schließen sich die Maschinenfabriken Augsburg-Nürnberg zusammen, in Hamburg wird ein Weltwirtschaftsarchiv eröffnet, die erste Zeitschrift für Reklame erscheint, die Anwendung der Funktechnik wird ein Hoheitsrecht des deutschen Reichs. In London findet die erste Olympiade mit 21 Sportarten statt, in Berlin-Wannsee wird das erste europäische »Familienfreibad« eröffnet, und aus Amerika kommen zum erstenmal die Tiller-Girls nach Europa, die einen neuen exakten Gruppenstil des Bühnentanzes entwickeln und den alten französischen Cancan auf mechanisierte Art straffen und entromantisieren.

In der »Deutschen Rundschau« bespricht der Naturwissenschaftler Wilhelm Bölsche eine sensationelle Autoreise des Journalisten Barzini, der die Strecke Peking–Paris, 16000 Kilometer, in einer Wettfahrt durch Asien und Europa in 60 Tagen hinter sich gebracht hat. Barzini hat mit einem Chauffeur und seinem Mitfahrer, dem Fürsten Scipione Borghese, die Wüste Gobi in vier Tagen durchquert – eine Strecke, zu der die schnellsten Kamelkarawanen bisher 17 Tage gebraucht haben – die Welt beginnt zu schrumpfen. Die Entwick-

Preis: 10 Pfennig.

6. Extra-Blatt

der

Neuen Badischen Landes-Zeitung

Mannheimer Anzeiger und Handelsblatt.

Mannheim, 5. August 1908.

Zeppelins Luftschiff verbrannt.

Echterdingen, 5. Aug. Zu der Zeit, als der Ballon plötzlich vom Landungsplatze abgerissen wurde, befanden sich zwei Personen in der Gondel. Die beiden Monteure Schwarz und Lagoida, der eine der beiden Monteure versuchte, den Ballon zum Fliegen zu bringen, um mit ihm aufzusteigen.

Nach einem Kilometer reißender Fahrt senkte sich plötzlich die Spitze des Ballons nach unten. Es erfolgte eine Benzinexplosion. Eine Feuersäule stieg auf, dann folgte eine schwarze Rauchwolke. Der Ballon lag etwa eine halbe Stunde von Bernhausen auf einem Felde. Von den Umhüllungen sind nur noch einige Fetzen übrig geblieben. Das Gerüst zeigt sich nur noch als Trümmerhaufen, der vom Rauch und Feuer schwarz gefärbt ist. Die Feuerwehr von Bernhausen ist gleich an die Unglücksstelle beordert worden. Von den Monteuren ist Schwarz tot und Lagoida am halben Körper verbrannt. Beide Beine sind ihm weggerissen.

In **Friedrichshafen** übte die Kunde von der Zerstörung des Ballons eine furchtbare Wirkung aus. Als die erste Nachricht im Hotel Deutsches Haus, dem Quartier des Grafen bekannt wurde, schrieen die dort versammelten Menschen laut auf. Eine fürchterliche Panik entstand. Frauen fingen zu weinen an. Um das Zeppelin'sche Bureau sammelten sich die Menschenmassen. Es geht zu, wie vor einem Totenhause. Als offiziell das Unglück bekannt wurde, schickten sich einige Bekannte des Grafen an, mit der jungen Gräfin zusammen nach Echterdingen zu fahren, um den Grafen zu veranlassen, nach Friedrichshafen zurückzukehren. Wie wir hören, wird Graf Zeppelin heute abend noch mit dem Schnellzug nach Friedrichshafen zurückkehren. Er hat die Kunde von dem Unfall erst im Dorf Echterdingen von einem Redakteur erfahren. Er selber wohnte dem Unglücke nicht bei. Es hat sich bei einem einzigen orkanartigen Sturm ereignet.

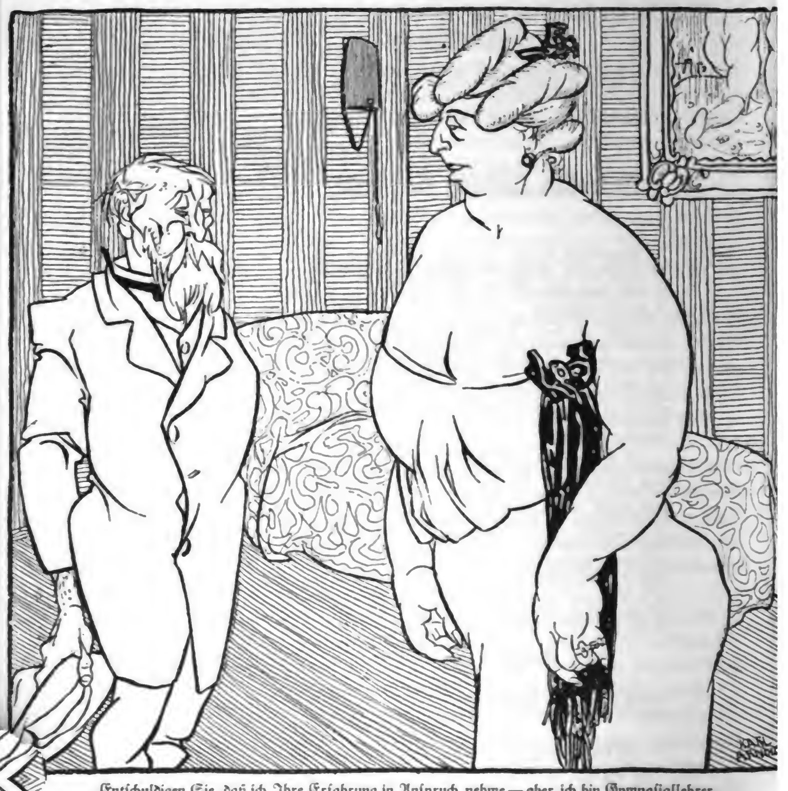
Das Reich und Zeppelin.

Stuttgart, 5. August, 7 Uhr 15 Minuten abends. Dem Grafen Zeppelin wurden heute nachmittag, zwei Stunden vor dem Unglücksfall, von der Reichsbank M. 500,000 im Auftrag der Reichsregierung überwiesen.

Graf Zeppelin bleibt gefaßt.

Der Graf zeigte sich dem Unglück gegenüber sehr gefaßt und begegnete im Gespräche Bekannten mit seiner bekannten Liebenswürdigkeit.

Bei der Masseuse



„Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Erfahrung in Anspruch nehme — aber ich bin Gymnasiallehrer und habe morgen von drei bis vier Uhr sexuelle Aufklärung zu geben."

lung der Technik zieht sogleich wirtschaftliche Probleme hinter sich her, und wir lesen von einem zeitgenössischen Kommentator erstaunt, wie gleich sich die Sorgen der Menschheit bleiben:

»Was uns beschäftigt, sind die Gesetze, die heute wirksam sind, wie sie es vor Jahrtausenden waren. Vor allem die stete Vermehrung der Menschheit, die uns in immer neue Wirtschaftsformen hineindrängen muß, bewegt uns. Sie macht genaue Anpassung an die heutigen Verhältnisse, die allein uns volle Befriedigung gewähren könnte, zum Fluch für unsere Nachkommen. Denn sie haben sich in die Veränderung zu finden und werden das um so schwerer tun, je mehr ihre Instinkte, die sie von uns erben, dem gegenwärtigen Zustand entsprechen. Wir müssen uns daher in unserer Zeit unbehaglich fühlen und ihnen das gleiche Unbehagen hinterlassen, damit sie nicht zu dem vornehmen Gesättigtsein gelangen, das künftigen Geschlechtern zum Verhängnis werden muß.«

Gegenüberliegende Seite: Eine Karikatur von Karl Arnold

Träume und Komplexe

1908 ist ein Jahr der schweren Angriffe gegen Sigmund Freud. Sein Buch »Charakter und Analerotik« ist soeben erschienen.

Freud veranlaßte seine Patienten, sich hypnotisiert ihrer krankhaften Vorstellungen zu erinnern, damit die damit zusammenhängenden Komplexe sich auflösen und nicht die peinlichen Tatbestände ins Unbewußte verdrängen, wo sie die Entwicklung weiter stören würden. Freud geht auch ohne Hypnose vor und verlangt freie Assoziationen und Traumanalysen. Der Patient muß dabei alles kritiklos äußern, was ihm gerade einfällt, dann treten die krankmachenden Vorstellungskomplexe ans Licht. Beobachtung und Deutung der Träume führt ebenfalls zu den verdrängten Komplexen. Die Krankheiten erweisen sich nach Freud als Kompromißbildungen zwischen dem Gewissen und den verdrängten triebhaften Regungen, die auf die Libido zurückgeführt werden.

Von dem österreichischen Soziologen und Sozialphilosophen Max Adler erscheint 1908 das Werk »Marx als Denker«, in dem der Marxismus erkenntnistheoretisch auf Kant zurückgeführt wird. Georges Sorel, Franzose, scharfer Kritiker des Marxismus und Vorläufer des Faschismus, Feind der parlamentarischen Demokratie, veröffentlicht »Über die Gewalt«, »Die Auflösung des Marxismus« und »Die Illusion des Fortschritts«. Durch seinen Einsatz für die »direkte Aktion« beeinflußt er alle späteren Diktaturen und betont die Notwendigkeit und Bedeutung »politischer Eliten« und des politischen Mythos. Der fortschrittsgläubige Optimist H. G. Wells schreibt über »Erste und letzte Dinge« und sieht in Religion und Geschichte die Vorbereitungen für einen sozialistischen Weltstaat sich bilden, zweifelt aber zuletzt am Sinn des Maschinenzeitalters. Zur gleichen Zeit betont Hans von Wolzogen in seinem Buch »Aus Richard Wagners Geisteswelt« die Bedeutung des »Germanischen«. Im nationalen Sinn bilden sich studentische Landsmannschaften, und die sozialistische Arbeiterjugend Deutschlands wird gegründet.

Ein Mann ohne Eigenschaften

Um diese Zeit plant und beginnt Robert Musil die Arbeit an seinem Lebenswerk: »Der Mann ohne Eigenschaften«. Aufreibende, phantastische Vorbereitungen werden unternommen, das 65. Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs I. 1913 zu begehen. In absurden Ereignissen läuft das Leben der Bürger von Kakanien, dem Kaiserreich Österreich und dem Königreich Ungarn, ab. Die Kakanier sind die Erben und Vertreter einer Kultur, die von Beethoven bis zur Operette reicht und die dank der herrschenden Unbeständigkeit der Begriffe in einer geschichtlichen Unwirklichkeit leben, da widersprüchliche und gegensätzliche Werte »ambivalent« nebeneinander existieren. Immer wartet man darauf, daß etwas geschehen wird – aber es geschieht nichts. Die mit ungeheu-

rem Aufwand in Bewegung gesetzte »Parallelaktion« findet niemals statt. Musil will, nach seinen eigenen Worten, nicht »aktuell« schreiben, sondern eine Schicht tiefer, »nicht Haut, sondern Gelenke« geben. Und so treiben die ironisch gesehenen Gestalten seines Kakaniens ahnungslos auf die Katastrophe von 1914 zu.
Noch aber breiten 1908 die offiziellen Festzeitschriften zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs den ganzen Glanz und Reichtum der Donaumonarchie aus. Die Seiten sind erfüllt von der Kaiserhuldigung in Schönbrunn, der Huldigung der ausländischen Regimenter, der Offizierskorps, der ausländischen Botschafter, Gesandten und Minister am Hofe, der Mitglieder des Kaiserhauses, der Generalität, der Minister und Sektionschefs, der Botschafter und Gesandten im Ausland. Gewaltige »Photokompositionen« mit den kleineren Persönlichkeiten, also etwa Arthur Schnitzler unter Hofräten, 393 an der Zahl, die hineinkopiert sind in eine phantastische Architektur mit Balkonen und Schwibbögen, die vom Jugendstil noch nichts gehört haben, werden da gezeigt. Es huldigen die Gremien und Genossenschaften, die Handels- und Gewerbekammern, die Konsularvertreter, und auf einer neuerlichen »Photokomposition« die etwa 1 000 hineinkopierten Bürgermeister von Niederösterreich, danach die Kammerlieferanten, 144 Publizisten. 60 Jahre Kriegsmarine, 60 Jahre Architektur und Bildhauerkunst, 60 Jahre Wehrmacht, 60 Jahre Leibgarden, 60 Jahre Medizin stellen sich vor, der Kaiser als Kind und später mit der schönen Elisabeth, des Kaisers erste Gams, des Kaisers 2 000. Gams.

Auf der Suche nach neuen Wirklichkeiten

In den Inseraten dieser Zeitschriften aus dem Jahr 1908 zeigt sich das Ewigmenschliche deutlicher. Die Alltagssorgen der Leute haben sich nicht sehr gewandelt. Da werden »Columbia-Graphophone« mit köstlichsten Trichtern angepriesen, Wunderseifen und

Haarpomaden, Mieder, Perücken, Büstenhalter, Abführmittel für Vielfraße und künstlerische Ausführung kompletter Friedhofsgrüfte, garantiert wirkende Mittel gegen Rheuma, Gicht und Ischias, Kodakapparate mit Plattenentwicklung ohne Dunkelkammer, Schreibmaschinen von sinnreicher Konstruktion und mit sichtbarer Schrift werden angeboten.

Dann zeigt ein Bild eine füllige Dame mit großem Hut, mit Stirnfransen und Perlen um den Hals, das bestickte Kleid, hochgeschlossen und mit Wespentaille, von Tüll und Rosen überhangen, und darunter steht:

Schönheit ist Reichtum — Schönheit ist Macht! ! !
Mein Streben ist Schönheit, das Alter zu bannen, den
Zauber blühender Jugendfrische zu erhalten
Die Ausgabe ist klein — der Erfolg ist groß
Unter vollkommener Garantie verleihe ich Jugend und
Schönheit jedem Frauenantlitze
Als Großmutter ein faltenloses Antlitz
kein graues Härchen — wer kann sich dessen rühmen?
Nur jene, welche meine erfundenen K. K. patentierten,
privilegierten, mit den höchsten Auszeichnungen prämierten Erzeugnisse gebrauchen:
Poudre ravissante — Creme ravissante — Eau ravissante
Kinnbinde zur Verhütung des verunstaltenden
Doppelkinns
Stirnbinde zur Erzielung faltenloser marmorglatter Stirne
Rosa Schaffers Lieblingsveilchen
Schönheit — das größte Gut des Weibes
erreicht jede Frau, jedes Mädchen durch diese herrlichen
weltberühmten Schönheitsmittel
unter vollkommener Garantie
nur von

Rosa Schaffer, Wien I., Kohlmarkt 6
Ehrenmitglied der Chemieco Fisico in Palermo
k. serbische Hof- und Kammerlieferantin
Dame Patronesse des Sankt-Petrus-Ordens
mit dem Ehrenkreuze

Auf den weihnachtlichen Büchertisch 1908 legen die Verleger neue Novellen von Ernst Zahn, der starke Naturen im Kampf mit dem schweren Landleben schildert, eines der einst vielgelesenen 60 Bücher des Bahnhofswirts von Göschenen. Ein anderer Schweizer, Jakob Schaffner, ist ebenfalls mit einem Bauernroman vertreten, und Hermann Gottschalk läßt seinen unschuldigen Helden in den Sumpf der Berliner Börse schlittern. Wilhelm Jensen legt einen König-Friedrich-Roman vor und Rudolf Hans Bartsch einen aus Wien, dessen Leute aufs idyllische Land flüchten, ins Landhaus »am sonnenbeschienenen Bergeshange«: alles, was die Großen bewegt ist da, der Kampf mit dem harten Leben, die Dschungel der Finanz, der Gegensatz von Stadt und Land, die Flucht in die Idylle und in die Historie – hier zur Unterhaltung verkleinert.
Auch populärwissenschaftliche Werke melden sich an. Der Chemiker Wilhelm Ostwald, der ein Jahr später den Nobelpreis erhält, bringt sein Buch »Der Werdegang einer Wissenschaft« heraus und erklärt, wie der Begriff der chemischen Elemente, der Verbindungsgewichte und Atome entstanden ist, welche Wandlungen das Rätsel der Wahlverwandtschaft chemischer Kräfte erfuhr.
Der schwedische Chemiker und Physiker Arrhenius, Nobelpreisträger seit 1903, schreibt über das »Werden der Welten« und versucht, die Lehren der physikalischen Chemie auf biologische und physiologische Probleme anzuwenden und in seinem Buch in populärer Form kosmogonische Fragen zu behandeln. Er nimmt an, daß der von Strahlen jeder Art ausgeübte »Strahlendruck« von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung des künftigen Weltbildes

sein wird. Der Strahlendruck macht nach Arrhenius die Ausbreitung des Lebens verständlich, das in seinen niedrigen Formen, den Sporen und Protozoen, die für die Wirksamkeit des Strahlendrucks erforderliche Kleinheit besitzen.

Noch getragen von Traditionen, ein wenig rissig von Angst – noch das »als-ob« vergangener Jahre, aber schon auf der Suche nach neuen politischen, nationalen, sozialen, technischen und geistigen Wirklichkeiten – oft noch behäbig im Althergebrachten, in Musik, Literatur und bildender Kunst vielfach dem alten Jahrhundert verhaftet, doch überall schon von den Keimen des wenn auch verhöhnt Kommenden durchsetzt, so stellt sich uns dieses Jahr dar, und vieles, was wir erst heute ein wenig zu überblicken scheinen, erlegt uns die Frage auf: Wieviel mögen wir Heutigen übersehen von dem, was in späteren Jahren das Leben der Enkel und Urenkel bestimmen wird?

Gerd Gaiser
Jahrgang 1908

Nahe den Sechzig, wird es manchem wie mir ergehen: Kindheit und Jugendalter, davon berichtet er ohne Störungen. Was mittlere Jahre betrifft, so hat sich genug Ironie angelegt, die ihn hindert, sich allzu ernst zu nehmen. Zur Gegenwart ist das Verhältnis prekärer. Andere sind an der Reihe, und wenn er nun seinerseits manches sieht, was die Akteure nicht sehen – die Verständigung wird schwierig. Das hat mancherlei Gründe. Ich weiß nicht, ob es einmal gegeben hat, was man ein natürliches Zusammenspielen der Lebensalter nennen könnte; vielleicht war es immer eine Fiktion. Der Jahrgang 08, nun ja, er hatte das Pech, seine Ziffer zu liefern für gewisse dienstliche Gegenstände und Abbreviaturen. Mehr fällt ins Gewicht, daß der Jahrgang so wie die ganze heute sinkende Generation mit Verwandlungen aller Dinge zu tun gehabt hat, wie sie selten, vielleicht ohne Beispiel sind. Nachfolgende kennen die Prämissen nur ungenau, und wenn sie sich damit befassen, dann auf einer anderen Basis und unterstützt durch überlegene Information. Die Antriebe müssen fremd bleiben. Keiner, der sich erinnert, möchte zurück. Die Erinnerung liefert zuweilen die Paradiese, von denen so viel die Rede ist. Aber keine Sehnsucht richtet sich auf sie, in der Wiederkehr wären sie Müll und Asche. Doch jeder kommt irgendwoher.

Aus hinreichender Distanz erstaunt am meisten der Blick auf die Relationen, in denen das Bewußtsein lebte. Wie anders stellt sich die Welt als ein Ganzes den veränderten Perspektiven dar, verglichen an kleinen und begrenzten Lebenskreisen, und wie wenige

leben überhaupt im Gesamten der Welt. Daran ändern die Nachrichtenmittel manches, aber sie ändern es nicht durchaus. Ich wurde geboren, da waren die *Demoiselles d'Avignon* schon gemalt, doch zierten die Wand noch Gravuren nach Guido Reni. Die Atomphysik tat sich auf, aber die Magd blies die Glut im Herd an. Freilich gab es Städte, ein paar. Aber es gab das Land noch, und das Land lebte ein Neolithikum mit geringfügigen Auf- und Zusätzen, Ackerwelt, das bißchen elektrisches Licht ausgenommen (wiewohl man zunächst noch die Erdöllampe mitnahm, wenn man das Zimmer wechselte). Eine gänzlich verspätete Welt, wenn man will, entsetzlich verspätet – es könnte sein, daß ein Schrecken schon über ihr hing, undeutlich, aber fatal, weil sie so verspätet war. Die alten Mummler sah ich noch Feuer schlagen, wenn sie die Pfeife ansteckten, Zunder und Flintstein gegen den Messerrücken, bis der Funke kam. Das Jahr spielte seine Rolle, Dämmerung, Sonnenaufgang, atavistische Nacht-Furcht. Die Arbeitszeiten richteten sich nach dem Licht. Der Sommer war hohe Zeit, dafür die Arbeit draußen hart, quälerisch oft, niederkrümmend, Stoßarbeit, von den Himmelslaunen gedrängt oder zunichte gemacht. Dann im Winter Ruhe, dafür Mangel bei den Armen, dafür Plackerei mit Frost, Dreck und Asche, mit Einfrierungen, Auftauen und nicht begehbaren Wegen; in der Waschschüssel stand das Eis, nur die Küche gab dauernde Wärme her. Die unbeschönigte Nahrung: im Dezember das Geröchel der Schweine, das dampfende dicke Blut, in der Wanne von Kindern umgerührt; das stinkende Kraut aus der Tonne, das schmutzige Ei, der Henne unterm Hintern weggeholt; ein Stück Brot, frischgebacken, rund um den Laib gesäbelt, das war Botenlohn für ein Kind, wenn es etwas auszurichten hatte.

Der Ort im mittleren Neckarland, wo ich mein erstes Dutzend Jahre lebte, kam damals wohl kaum auf ein halbes Tausend Einwohner; er durfte sich aber von alten Rechten her Stadt nennen; Stadtschultheiß hieß der Ortsvorsteher. Ein Zwergwesen; einiges stand noch

an Mauern, zwei Tore gegen die Enz hinaus noch erhalten, eines sogar noch zu schließen, wenn man gewollt hätte. Die Enz aber kümmerte sich um die Tore so und so nicht, einmal, zweimal im Jahr setzte sie die Untere Gasse unter Wasser, so daß die Kinder in Kübeln herumfuhren und man Hennen und Ziegen unters Dach flüchtete. Die Leute nannten sich Bauern, ganz kleine Ackerbürger, die auf verzettelten, immer noch einmal geteilten Parzellen wirtschafteten, sie nannten sich auch noch Fischer (die Mutter schickte zum Fischer, damit er was fangen sollte, wenn Besuch angesagt war) und viele noch Weingärtner, obwohl mancher Weinberg zu verkommen anfing. Aus einer vormaligen Mühle war eine Eisengießerei geworden, die bot einen weniger mühseligen, vor allem regelmäßigen Verdienst. Es gab also auch schon Arbeiter. Die saßen nicht einmal übel in einer Zeile von Backsteinhäuschen, die für sie der Lohngeber errichtet hatte, die kleine Siedlung aber war doch ein Bereich für sich; wer »in die Fabrik ging«, hatte einen Schritt unternommen, dem man mit einem undeutlichen Mißtrauen, beunruhigt und vielleicht mit einem halben Neid in der Abschätzigkeit, zusah; man spürte das Irreversible, das sich vollzog. Wer gar nichts besaß, auch nicht an einem Arbeitsplatz stand, hieß Taglöhner. Er mußte hingehen und sich verdingen, wo zu tun war.
Ein Auto gab es, darin fuhr der Fabrikant; er hielt aber auch eine Kutsche mit Pferden, um auszufahren. Eine gelbe Postkutsche fuhr zur Bahn, eine Stunde weit, einspännig; abends war anzufragen, ob es einen Platz gab. Mein Vater fuhr nicht in der Kutsche, außer zuweilen, wenn er zur Sonntagspredigt einen Kollegen Amtsbruder zu vertreten hatte; war es nicht weit und das Wetter freundlich, ging er auch dorthin zu Fuß, und ein Junge trug den Talar im Köfferchen. Wir lebten arm, vielleicht ärmlich, am heutigen verglichen. Doch war der liebe Gott oben und hatte alles so eingerichtet; gute und böse Witterung schickte er nach Verdienst oder unerforschlichem Willen. Der Doktor Luther hatte selbst wissen lassen, es

gebe Anhalte dafür, Gott als ungerecht anzusehen. Dennoch fehlte es niemals an Gründen, die seine Mißbilligung rechtfertigten, und dann und wann auch ein paar, um seine Fürsorglichkeit zu rühmen.

Sicher konnte man sein, daß der liebe Gott dem Kaiser beistehen würde. Dem Vaterland half er, wenn es nur einig war, verbündet, und treu zusammenhielt. Dem Kaiser folgte der König. Ich sah ihn noch selbst, als ich einmal in die Residenz mitdurfte, die Krone hatte er nicht mit sich, dafür ging er spazieren mit zwei weißen Spitzerhunden in den königlichen Anlagen; wie ein gewöhnlicher Mensch, erfuhr man, ging er sogar dann und wann in einen Laden und machte sich einen Spaß daraus, etwas einzukaufen, eine Zigarre oder ein kleines Präsent.

Rief der König, so mußten alle zu ihm eilen. Manche waren dann Offiziere, manche bloß Gemeine. Gemeiner zu sein, war auch ehrenvoll, denn man trug den Rock des Königs, und am ehrenvollsten, die Brust durchschossen, für den König hinzusinken. Bis dahin hatten es immerhin Offiziere besser, zu ihnen gehörten die Herren auf den paar ländlichen Sitzen in der Gegend, in ihrem Regiment stand auch der Fabrikherr, und auch von meinem Onkel Manfred, der Richter war und häufig zu Gast kam, hörte ich, er sei Offizier. Mein Vater war nicht Offizier, er hatte niemals gedient und war, wie ich hörte, bei dem Verein der Friedensfreunde eingeschrieben. Ich sah trotzdem die Eltern in einem Verkehr mit den Leuten, die in der Kutsche fuhren; der Graf, im Vorbeifahren, stieg bei uns ab und trat ein mit seiner Frau Gräfin, die wunderbar roch, wenn sie sich zu mir herunterbeugte und dabei mit der Schleppe raschelte auf den rauhen Steinfliesen. Blieben sie, zeigte der Gast sich jedesmal hoch erheitert, wenn er zum Trinken nichts vorgesetzt bekam als etwa einen süßen Fruchtsaft. Nämlich mein Vater war nicht nur auf den Frieden eingeschworen, sondern eingeschrieben auch bei der Abstinenz und ließ darin keine Ausnahme zu, noch verdroß der

Spaß ihn. Um des Beispiels willen, erfuhr ich, geschah das; Alkohol war der Feind armer Leute, die sich betranken. Vergebens hielt man ihm freilich vor, daß auch die Bettler die Groschen vertrinken würden, die er austeilte. Er gab mehr, als etwa die Magd für gut hielt; viele Bettler klopften an. Offenbar waren die Bettler ein Stand, den der liebe Gott gleichfalls eingerichtet hatte. Der Vikar, den wir einmal hatten, stellte allerdings fest, daß ein Zinken am Haus sei. Sprachen Bettler zur Essenszeit vor, ging mein Vater selbst in die Küche, um zu sehen, ob der Teller ordentlich gefüllt war. Nun ja, dies: die Welt.

Die Kinder: solche gab es, die mir zum Umgang anempfohlen waren. Aber mich zog die Untere Gasse mehr an. Ich wollte gern wie die Kinder der Unteren Gasse barfuß laufen. Ich erhorchte bei ihnen Dinge, die ich nur halb verstand, aber kennen wollte. Ihr Leben lief anders: so waren sie oftmals nicht frei, wenn ich spielen wollte, denn sie »mußten helfen« irgendwo. Wiederum waren sie im Genuß von anderen, mir nicht verliehenen Freiheiten, Freiheiten streunender, nur halb gezähmter Lebewesen; etwa brauchten sie zu keiner bestimmten Stunde zu Hause zu sein.

Aus der Unteren Gasse kam auch mein Kindermädchen Anna. Gewiß keine Gouvernante, nur ein älteres Spielkind. Meine Mutter paßte zu Anfang schlecht aufs Land, sie war Pianistin gewesen und hatte sich dann für ein Pfarrhaus entschlossen, es gab für sie viel umzulernen. Dazu war sie fast stets von Migräne gequält; ihre Gesundheit festigte sich erst im Alter. So spielte Anna mit mir, kein Bauernkind, ihre Mutter war Botengängerin, ihr Vater ging zum Holzfällen. Sie selbst war wohl das, was man einstens eine Natur nannte, gesund und wendig wie eine Katze. Wie eine Katze hielt sie sich auch ans Haus, ohne eigentlich zahm zu werden. Viel klüger als ich, spielte sie ihre Rolle mit einer Mischung von Eigensinn, Hingabe und Resignation. Später, hörte ich sie einmal düster sagen, später willst du nichts mehr wissen von mir. Der Satz peinigte mich,

und ich lag ihr an, dies näher zu erklären, aber sie schwieg. Undeutlich spürte ich, daß sie recht haben könnte, und kam mir nicht unschuldig vor. Ihr Vorrat war unerschöpflich, Erzählungen, Spiele, Geister- und Ärgernisgeschichten, Erfahrungen und Maximen der Unteren Gasse, für die mir die Vorkenntnisse fehlten. Am erstaunlichsten war ihr Wortschatz. Erinnere ich mich an Proben davon, zeigt sich eine seltsame Sprachschicht, verschollene, abgegangene Verben und Bildungen, die Wechselreden des Spiels, stichomythisch, Überfluß an Differenzierungen, Benennungen von unverschlissener Kraft, starkfarbig, kaum Begriffe, keine Reduktionen ins Allgemeine, nur Elemente des Schilderns.

Dann zog mich in Annas Gegend der Wagner an. Ich kannte seinen Familiennamen nicht; der Wagner hieß er schlechthin nach seinem Handwerk und war berühmt als der gröbste von allen Menschen. Er schreckte mich, ich begriff aber, daß das Erschrecken sein Spaß war. So sah ich ihm gerne zu, wie er mit dem Breitbeil und der Ziehklinge arbeitete. Vom Rad an bis zu den Sprossen fertigte er ganz allein die Wagen; zum Schluß erst schlug dann der Schmied die glühenden Eisenreifen auf. Der Wagner trank viel. Der Krug stand immer zur Hand, solang er arbeitete; wenn die Späne flogen, fing er zu singen an. Mein Vater wagte sich an ihn des Trinkens wegen; doch der Wagner erklärte, als Pfarrer verstehe man davon nichts. – Ob nicht er ihn auch einmal aufsuchen wolle, etwa bei einer Predigt? Aber daraus wurde nichts. Der Wagner sei ein Sozialdemokrat, hieß es gerüchtweise. Ich hatte gehört, daß die Sozialdemokraten vom Kaiser nicht viel wissen wollten, doch gewann es der Wagner bei mir. Ich entschloß mich. Als gerade Kaffeebesuch da war, trat ich ins Zimmer und gab bekannt: Ich bin Sozialdemokrat.

Man sprach von Krieg. Trunken von ungewohntem Nachtgang, hatte ich unlängst auf einer Höhe ein Feuer brennen sehen, das der Gesangverein umstand und dazu ein donnerndes Lied sang von Lützow und seiner wilden, verwegenen Jagd, das alles zum Anden-

ken an die Völkerschlacht vor einhundert Jahren. Krieg hatte es lang nicht gegeben, doch kannte man die Veteranen, die trugen sonntags zum Kirchgang glitzernde Sachen am Rock. Veteran war auch der Fischer Mattheis, der am Fluß wohnte und manchmal Knaben rettete. Ihm schickte dafür der König eine neue Medaille, doch der Wagner behauptete böse, sein Nachbar werfe die Kinder selbst in den Fluß, damit es wieder eine Medaille gebe. So sei es auch, wenn die Herren Krieg machten.
Nun war es soweit. Offenbar hatten die Mühen der Friedensfreunde nicht hingereicht. Ich sehe noch klar den Augustabend. Der Amtsdiener rief den Krieg aus, die Schelle schwingend. Er war im Sonntagsanzug und hatte dazu einen Helm auf. Von einem Blatt, das er in der Hand hielt, las er den Krieg ab. Seine Stimme kannte ich, aber sie kam mir verändert vor. – Er ist bei den ersten, sagte die Nachbarin, er muß auch fort, gleich morgen früh. – Plötzlich war der Krieg doch eine nicht geheure Sache, keine Vokabel mehr, sondern etwas, das in die Knochen rann. Ich sah den Ausrufer weiter die Gasse hinabziehen samt dem Trupp Leute, der ihn begleitete und wieder mit ihm stehen blieb. Als ich von dem Mäuerchen sprang, auf das ich geklettert war, um zu sehen und zu hören, fielen mir auf dem Boden die gelben Robinienblätter auf. Der Sommer war heiß gewesen.
Tags darauf rollten sie fort zur Bahn, alle zusammen auf einem der langen und festen Leiterwagen, die der Wagner nicht gebaut hatte für eine solche Ausfahrt. Der Wagen, die Pferde waren geschmückt. Sie sangen, die Frauen weinten. Dann, gegen Abend, gab es unter unseren Fenstern Geräusch, Hufschlag, Rufe, unter den Fenstern zwei Reiter; absteigen wollten sie nicht. Eingestaubt saßen sie in den Sätteln, als wir hinunterstürzten, die Degen schaukelten, graue Bezüge spannten sich über die Spitzhelme; mein Onkel Manfred, der lustige Onkel, war der eine Reiter. Ich hatte ihn immer nur in luftigen, hellen Flanellanzügen gekannt; jetzt hatte er von seiner

Kompanie weg, die gegen den Rhein marschierte, den Umweg gemacht, um Ade zu sagen, es drängte, der Abschied sehr rasch, die Gesichter blieben mir, ich hatte Gesichter nie so gesehen.
Vor dem Krieg, damals im Krieg, nach dem Krieg, zwischen den Kriegen, sodann *da capo*, das waren unsere Zeitmarken. Null acht Strich fünfzehn. 25 Jahre nach Onkel Manfred, um eine ähnliche Jahreszeit, kamen sie wieder vorbei, nicht zu Pferd, aber aus dem Wagen, der unten mit laufendem Motor stehen blieb: ein Freund, zehn Jahre älter als ich, außerdem auch schon damals dabeigewesen, wieder in Uniform, keine Spitzhaube mehr, einen tiefen Mützenschatten im Gesicht. Sogleich fiel mir jener vergangene Ausritt ein, fast derselbe Vorgang: aber wie verschieden die Gesichter, erregt beide Male, damals, das Gesicht war gesammelt gewesen, ernst, ohne ein Verstecken; dies hier war zugeschlossen, nicht das nur: durchgespalten und wieder verklammert, zugleich in Ergebung und zugleich im Haß. Meinen eigenen Auszug nicht lange nach jenem Abend, merkwürdig, ich habe ihn ganz vergessen, keine Erinnerung stellt ihn her.
Damals also, anno 14, waren die Männer vereint und mit Singen ausgerückt; da sie meist beieinander blieben, wußte einer vom andern, und schrieb einer aus dem Feld, hatte er zugleich von anderen zu berichten. Bald fing auch das an, daß ein anderer schrieb für einen, der selbst nicht mehr schreiben konnte. Paß auf den meinen auf, schrieben die Frauen hinaus, aber das Aufpassen half nicht immer.
Zunächst freilich, so bang es begonnen hatte, schien unversehens der Krieg eine flotte Sache zu sein, nur so der Reihe nach purzelten Festungen um; es lohnte sich nicht mehr, sagte der alte Herr Lehrer, daß man die Fahnen wieder einzog bis zum nächsten Siege. Ich sah ihn aber auch die Faust ballen und den Spazierstock erheben wie einen Knüttel, wenn er von einem gewissen Albion sprach, das sich als perfid erwiesen hatte; zu beten lohne es sich gegen das perfide

Albion. Mein Vater ballte die Faust nicht, betete auch nicht gegen Albion. Er schien mir verändert. Ich kam auf den Gedanken, er könnte alt sein.
Andere Väter schickten von draußen ihren Kindern Franzosenkäppis nach Hause, schöne rote Franzosenkäppis, die heiß begehrt waren; woher hatten sie nur die Väter? Nun, Franzmänner warfen auf der Flucht ihre Käppis fort, damit sie schneller laufen konnten. Bald durften wir sogar die ersten lebendigen Franzosen sehen, die gefangen worden waren; wahrhaftig, sie hatten die roten Hosen an, die man aus dem Bilderbuch kannte und von den Zinnsoldaten. Demütig sahen sie nicht aus, sie schienen mir dreist, sogar spöttisch dreinzublicken.
So einen Franzosen bekamen im zweiten Sommer unsere Nachbarn, die Bauern waren, ins Haus. Rote Hosen trug er nicht mehr, sondern lief wie ein gewöhnlicher Mensch herum; für die Frau, die Witwe geworden war, besorgte er Wirtschaft und Felder. Damals stand ich in Freundschaft mit jenem Haus, in dem es zwei Söhne gab, beide älter als ich. Nun schloß ich mit George Freundschaft. Mich nahm für George ein, daß er nicht zu mir war wie meistens Erwachsene zu Kindern, sondern ganz selbstverständlich mit mir umging. George kam aus Belfort und konnte nicht übel Deutsch. Gelernt hatte er als Mechaniker, er war aber auch Radrennfahrer und hatte schon viele Preise gewonnen. Trotzdem verstand er die Landwirtschaft. Baten wir ihn, so erzählte er von seinen Rennsiegen, und da er sich auch als Athlet versucht hatte, konnte er riesige Muskeln vor uns spielen lassen; immer war George heiter, er machte uns Kunststücke vor und wies uns an, wie wir zu Muskeln kommen könnten. – George, hieß es einmal auf dem Acker, als wieder ein Sieg errungen war, du kannst jetzt nichts mehr sagen. Ihr gewinnt nimmermehr. – Freundlich sagte George: *nous verrons.*
Nous verrons, George sagte es nicht deutsch, und nur der eine Nach-

barsohn, der schon zur Realschule ging, verstand es. *Nous verrons.* Bald kam das Elend. Nicht mehr kurzweilig war der Krieg, er zog sich und legte sich wie ein Schimmel auf alle Gegenstände. Die Brust durchschossen, was sich vielleicht malerisch ausnahm, davon war nicht mehr die Rede. Manche kamen nicht mehr, doch was kam und dablieb, das waren krummgeschossene Männer, deren Anblick erschreckte und die schwer wieder zu gebrauchen waren. Manche schüttelten krampfhaft den Kopf oder schüttelten eine Hand und konnten mit dem Geschüttel nicht wieder aufhören; das sind die Verschütteten, hieß es. Ersatz zog aus, das waren die, welche eigentlich nicht mehr oder noch nicht hätten dran sein müssen, und Ersatz zog ein, überall und fast für alles, Kaffee-Ersatz, Ersatzleder, Kriegsseife, Süßstoff. Brot-Ersatz gab es nicht, doch das Brot schimmelte und zog Fäden. Aus der Küche stank es, schlechtes Essen stank, der ganze Krieg stank endlich. Anfangs hatte man allen Soldaten zuwinken müssen, und sie hatten wiedergewinkt. Jetzt winkte niemand mehr.

Einmal, auf der Reise zum Zahnarzt, auf einem Bahnsteig, sah ich Soldaten ihren Zug abwarten. Soldaten, bemerkte ich, sahen jetzt ganz anders aus. Sie waren bepackt, behangen mit schweren und unbekannten Gegenständen, und ein Geruch umgab sie, der mir Furcht einflößte, nach Lehm, feuchten Kleidern, Tabak und säuerlichem Kaffee. Ich probierte es noch einmal, ob die Soldaten sich vielleicht winken lassen würden; einer drehte sich um, machte den andern ein Zeichen, nun blickten sie alle her, blickten auf mich und meine Mutter ohne Antwort, so als wäre etwas vom Mond gefallen. Sie waren nicht alt, aber mir kamen sie alt vor oder ohne Alter überhaupt. Ein Kind spürt viel, ich spürte, diese Soldaten hatten mit uns nichts mehr zu tun. Mit was aber und mit wem? Die Welt war anders. Zum erstenmal, dort auf dem Bahnsteig, spürte ich kalt, wie gefährlich die Welt war.

Das muß der März 1918 gewesen sein auf dem märzkalten Bahn-

steig, jener März drang sogar zu uns Kindern herab, neue Wörter hatten wir aufgeschnappt und verwendeten sie: Sappe, Stollen, Gasmaske, Gelbkreuz, Trommelfeuer. Trommelfeuer, vor allem dies; dann also, in jenem März 1918 noch einmal Feuerschlag, letzte Großkanonade aus ausgeleierten Rohren, noch einmal auf aus den Löchern, dann rückwärts, dann neue Vokabeln: Hindenburglinie. Waffenstillstand. Rückzug. Soldatenrat.
Das kam alles wie Schatten und kaum begreiflich, und ich nahm es wie Schatten auf. Ein Gefühl beschlich mich, als könnte der Kaiser und sogar Hindenburg und sogar möglicherweise der liebe Gott eine Enttäuschung gewesen sein. Der Kaiser, die Brust undurchschossen, er war nach Holland ausgerückt, Willem von Holland sagten sie jetzt. Aber ich hatte jetzt mehr mit mir zu tun. Es war Zeit geworden, daß ich auf ein Gymnasium kam, vom Ort aus war das nicht möglich. Meine Mutter nähte Matratzen und Bettstücke ein, das gab einen großen Ballen. Mein Bett fuhr davon, ein Fuhrmann nahm es zur Bahn mit; ich sah den umfänglichen, rot gestreiften und mit groben Stichen vernähten Ballen um die Ecke schwanken. Ich spürte es, meine Kinderzeit sei nun um.
Dazu gehörte auch, daß George Abschied nahm in jenen Tagen. Er durfte heim, und er zeigte wie immer sein straffes und freundliches Gesicht. Er drückte uns die Hände ganz ohne Schadenfreude; die hatte ich gefürchtet bis zum letzten Augenblick. Beinahe aber war es, als spräche er uns zu.
Ein Jahr in der Fremde, dann erreichte mein Vater eine Versetzung; drei Jahre sodann als Fahrschüler, morgens verwacht, in nicht geheizten, schlecht riechenden, immer vollgepfropften Zügen, sofern nicht gerade Eisenbahnerstreik oder Kohlenmangel war. Eine Landlateinschule in einer Fabrikstadt, zu der die meisten der Schüler wie ich von auswärts kamen. Alte, verhärmte Lehrer, dazwischen nichts, dann die ganz jungen, die zynisch oder rabaukenhaft aus ihren Gräben oder vom Feldrekrutendepot gekommen waren, die

husteten oder die Zigarette am Ofen ausdrückten, ehe sie das Lehrbuch aufschlugen und anfingen abzufragen. Auf dem nämlichen Ofen, winters ab elf Uhr, standen die Blechnäpfe der Fahrschüler und wärmten sich, Sauerkraut, Linsen, Zwiebelsauce. Das dampfte, lief über und sott, und dazwischen Latein, Syntax und Stilistik, die *Viri illustres* des Cornelius Nepos. *Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus, magna virum.* Draußen die Wahlplakate, Aufrufe an den Wänden, auch da kam Latein vor, freilich nur als ein Name und offenbar nicht aus den *Viri illustres*, der Name hieß Spartakus und schrie Umsturz aus. Geruch nach Umsturz also, alte Arbeiter mit sorgenvollen Gesichtern, in grauen Haufen, die Rucksäcke umgehängt, zur Fabrik trottend, junge Arbeiter mit Ballonmützen und Aktentaschen, die gern ausholten, um einem Schülerlein seine bunte Klassenmütze vom Kopf zu schlagen. Der Krieg war zu Ende, aber man lebte noch immer wie in einem Krieg. Dann in die Residenz, die vormalige, zum Landexamen.

Das Landexamen war eine württembergische Institution. Vormals hatten die Landesfürsten in aufgehobenen Klöstern Schulen eingerichtet, Stiftungen, die den theologischen Nachwuchs sicherten. Doch künftiger Pfarrer oder nicht, vom Hohentwiel bis zum Taubergrund stachen die Präzeptoren aufeinander, wer die vorzüglichsten Kandidaten schickte. Es ging durchs Land, wer der erste und wer der zweite geworden war. Durch das Landexamen rückte man ein in die Seminare, in deren einem auch schon der Vater, vielleicht der Großvater gewesen war. Man zeigte sich in den Hörsälen, auf den Stuben die Plätze: hier hat der Hauff gesessen, hier der Mörike, hier der Robert Mayer. Ich selbst fand nur die Baßgeige vor, die mein Vater am nämlichen Ort einst gestrichen hatte; da lag sie noch in ihrer Kiste, länger als ein Sarg. Der Ort war Schöntal: die barocke Abtei, die Kirche ein Werk Dientzenhofers; diese Kirche war dem katholischen Dienst überlassen geblieben; in den

einstigen Zellen, sehr hohen und weiten Räumen, hausten wir, ein Schwarm, der sich trotzdem fast verlor in den labyrinthischen, nicht durchweg benutzten Trakten. Darum herum stand nicht viel, ein paar Häuser, dann sogleich Fluß und Wälder. Der berühmte Abt Knittel, der Protagonist des Knittelverses, hatte Friese und Sopraporten mit seinen Sinnsprüchen zieren lassen, mönchisch-skurrilen Scherzen, Anspielungen, Akrostichen. Im Kreuzgang, in einer Reihe mit anderen Grabmälern, kniete ein schwerer, treu-vierschrötiger Ritter betend: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Das nächstfolgende Kloster war Urach; es war nüchterner in seinem Zuschnitt, ja recht bescheiden. Hier hatten die Brüder vom gemeinsamen Leben als Vorbewohner gehaust, nicht heitere und gelehrte Zisterzienser, die miteinander in Distichen scherzten. Doch gehörte die Stadt hier dazu, wenn es auch eine kleine Stadt war.

Insgesamt also vier Jahre Kloster, und trotz vielen Freiheiten beinahe Klausur. Was durch die vier Jahre gemeinsam vorrückte, hieß Promotion. Es gab keinen Zugang und Abgang, alle hatten das nämliche Sieb passiert, keine Schwierigkeiten im Lernen, keine Schererei um Erreichen des Klassenziels; dafür die Reizungen und die Widerstände des immerwährenden Nebeneinander. An Zerstreuungen, Fluchtgelegenheiten und Ablenkungen fehlte es, dafür war die Zuwendung leidenschaftlich, und die Beschäftigungen hielten an. Der Welthunger stillte sich an Büchern, an Briefen und Freundschaften, am Glanz von Ferienwochen und an Plänen. Das Verhältnis von Lehrer und Schüler war archaisch, das Private einschließend, ohne Kompetenzregelungen, reizbar, beweglich. Manche haben ihre Jahre im Seminar verwünscht, manche denken ohne Liebe an sie zurück, manchen waren sie die ergiebigsten ihres Lebens. In solchen Gemeinschaften hängt viel vom Zufall des Zusammentreffens ab; nicht alle Jahrgänge hatten Glück. Die Bildung war sprachlich, fünf fremde Sprachen, Latein, Griechisch, He-

bräisch, dazu Französisch und Englisch; Naturwissenschaften wenig. Analyse und Interpretation: das hieß, den Leitartikel der Frankfurter Zeitung in Latein bringen. Das Theologische: eng ging es nicht zu. Es fehlte nicht an Humor, der die Lebensäußerungen auffing. – Bleiben Sie einmal weg von der Andacht, riet mir der Ephorus Mettler, der auch ein vortrefflicher Kunsthistoriker war, bleiben Sie weg, wenn Sie einmal das Beten durchaus nicht hören können; Sie müssen nur deutlich wissen, was Sie tun. – Auf solche Worte hin war es schwer, über das Notwendigste hinaus aus der Reihe zu tanzen.

Es gab wenig zu essen, und auch das hielt in Bewegung. Die Kirche war damals arm. Dazu fiel die Inflation ein. Die Elternhäuser sahen das bißchen Barbesitz hinschwinden, die Notgroschen, die Rücklagen, die Versicherungssummen lösten sich auf; Fleiß, Sparsamkeit, Einschränkungen, das war alles für die Katz gewesen, nur der sogenannte Schieber rieb die Hände, sogar Schiebermoden gab es, Schieberschals, Schieberschuhe; wer kein Schieber war, ging in ausgefransten Hosen. Lag in einem Brief von zu Hause ein Lappen Geld, 10000 mit Überdruck 50000, so hieß es, sich sputen, ehe der kleine Laden zuschloß und der lumpige Schein morgen früh wieder nur noch die Hälfte galt, anlegen also den Schein, 1400000 für einen Würfel Kunsthonig. Am Morgen gab es die Brotration für den Tag, und die Temperamente schieden sich am Verhalten zu dem Brotkanten; die einen verschlangen ihn sogleich und enthoben sich damit aller Dispositionen; Pedanten organisierten, indem sie mit Kerben einteilten; die Stimmungsmenschen nahmen sich gar nichts vor, sondern ließen es darauf ankommen. Simpel war die Einrichtung, für jeden ein Schreibpult, an dem man stand, ein kleiner Tisch, ein Stuhl; in den Schlafsälen die Betten aus Eisen und Maschendraht, in der Reihe aufgestellt. Dafür gab es Dienstleistungen, die aus längst erloschenen ständischen Ansprüchen stammten, kein Bettenmachen, keinen Kehr- und Stubendienst; das Schuhzeug

wurde vom Hausdiener eingesammelt, der jede Nacht vierzig Paar Schuhe und mehr putzte und wichste; Schuhputzen schickte sich nicht für Studiosen. Dies Leben mußte nach einwärts schlagen oder auswuchern, in die Versenkung oder ins Schweifen, in die Akribie oder die Exaltation.
Aus hinlänglicher Entfernung meldet sich die melancholische Einsicht, nicht die erste und nicht die letzte der Erfahrungen dieser Art: daß viel guter Wille viel Unheil vorbereiten kann. Wir lebten in allerlei Welten, allein die reale Welt lernten wir nicht kennen. Wir hielten zu viel von Deutschland. Deutschland war tief, wenn auch in der Fläche andere Völker mehr Talent zeigten und augenscheinlichere Erfolge. Ein Deutscher log nicht, und log er dennoch, so hatte er sich von deutschem Wesen entfernt. Wenn wir deutsch lasen, war etwas zuviel Herder dabei, und wenn griechisch, zuviel Platon, ein ohnedies etwas schiefer Platon, Höhlengleichnis, unveränderliche Ideen, unanfechtbar, der Schein unerheblich, das Wahrgenommene Schatten. Lessing, den lasen wir wohl auch; aber man hätte den Karl Marx nicht so ganz auslassen sollen. Es gab keine Pflicht, politisch zu sein, keinen Anspruch für die Politik, das gesamte Leben zu durchdringen; Politik war ein Berufszweig, ein undurchschaubares Geschäft solcher, die sie aus Hinneigung oder zu ihrem Vorteil betrieben; auch verdarb sie mancher Andeutung nach den Charakter. Malerisches leistete die Politik nicht, und wenn auch der Krieg verloren worden war, insgesamt wollte es doch scheinen, als wäre früher alles ein wenig besser gewesen. Hörte man von Erneuerung reden, kam dabei merkwürdig oft die Vokabel »wieder« vor. Also Reaktion – aber das Wort fiel nicht; doch, es fiel, es wurde zurückgewiesen. Unter den Lehrern dachten die Alten als Patrioten (so hieß das Wort), sie hätten den Kaiser nicht wieder holen wollen, daran dachte niemand mehr, aber zum Beispiel den Hindenburg; die Republik waren sie bereit zu bejahen, auf Wohlverhalten und als Behelf. Unter den Jüngeren spukte einiges.

Eine Karikatur von Emil Preetorius aus dem Jahre 1908 (Fachkritik: »Hm, nett, ganz nett dein neues Opus, aber zu wenig Stil, mein Lieber, ich bitte dich, viel zu gut gezeichnet.«)





Zeichnung
Oskar Kokoschkas
zur Buchausgabe seines
Bühnenwerkes »Mörder,
Hoffnung der Frauen«
(1908)

Man sah sie im Regen gehen, sie hatten sich wohl das Marschieren im Regen noch nicht abgewöhnt, der Regen weichte ihre langen, grauen Soldatenmäntel auf. Sie brüteten an der neuen Zeit, jeder an seiner eigenen.

Mancherlei war in Gärung. Ich hatte bis dahin mit Gruppen und Jugendkreisen nichts zu tun gehabt. Die begannen nun, ihre Rolle zu spielen. Mancher Genosse hatte sich in den Ferien irgendwo angeschlossen, er kam zurück und zog andere an sich. Die Jugendbewegung, noch nicht ausgespielt, lieh allen den Bünden und Bündchen, so verschieden sie sich gaben, gewisse gemeinsame Züge. Der Bibelkreis hielt die Mitte, ein Lehrer leitete ihn und gewann die meisten Anhänger. Einen Flügel gab es, der geheimbündlerisch tat, dort achtete man das Kreuz nicht und spielte mit anderen Sinnzeichen, dazu sprach man von Nachtübungen und von Verstecken schwarzer Waffen. Die Bündischen, kenntlich am fallenden Haar, am Pagenschnitt oder auch an Brutusköpfen, an Samtjacken, Schuhen vom Kuhmäulerschnitt und handgetriebenen Broschen, widersagten allem, was von den Erwachsenen zubereitet war; dafür trachteten sie, ein Reich der Jugend aufzurichten. An hochgelegenen Punkten hielten sie Treffen ab, pflanzten den Speer auf, ließen den Wimpel wehen, schritten zum Tanz, suchten und verkündeten das eigene Leben. Das eigene Leben, das zugleich nach der Gemeinschaft hungerte, war schwierig aufzubauen. Gewissensbefragung war unumgänglich, man entzweite sich und entwarf neue Zusammenschlüsse. Der neue Bund bestand dann aus dreien und vieren, vielleicht erst im Kopf eines einzelnen. Dieser eine fuhr dann vielleicht mit dem Fahrrad von Tilsit nach Konstanz, weil er dort einen wußte, der ihm gleichgestimmt war. Der Drang, der in dem allem lebte, war ziellos und kreiste oft in sich selbst zurück. Aber er war gefährlich, sobald ihn einer für sich zu fangen verstand.

Über die Frage, ob Hitler in Versailles geboren wurde, kann ich nicht befinden; für uns jedenfalls traf es zu. Die Empfindlichkeit

war verschieden, ganz selten Gleichgültigkeit. Man war unterlegen, aber die Eingriffe, die man gesehen hatte, die Verweigerungen von proklamierten Rechten, die willkürliche Handhabung von Plebisziten bestätigten manchem Kopf bis zur Hysterie, daß es eben doch nur darauf ankam, die Gewalt zu haben. Unheilvoll gingen Rache-Parolen um, selbst in Schul- und Vereinsfeiern. Innere Rüstung, dann Aufstand: einer von den Geheimbündlern erschien eines Tags aus den Ferien in einer merkwürdigen Bluse, hochgeschlossen und mit Militärknöpfen. – Was haben Sie denn, fragte ein Lehrer, für ein sonderbares Ding an? – Die künftige Tracht der deutschen Jugend, antwortete der Junge. – Nanu, und haben Sie auch schon eine Fahne dazu entwickelt? – O ja. Rot. Rot, aber mit schwarzweißer Gösch. – Jene Bluse, das stellte sich nachher heraus, war privat gewesen, ein reines Phantasie-Modellstück, auch die Fahne blieb Phantasie. Einer lebte freilich, der beschlossen hatte, Politiker zu werden, und eine Fahne ähnlicher Einstimmung schon entworfen hatte. Er saß eben auf Festung, sein Name spielte eine zweideutige Rolle, soweit er überhaupt durchdrang. Man hatte von ihm gehört im Zusammenhang mit einem Putsch, der mißglückt war. Doch Putsche waren nichts Ungewöhnliches; die Luft roch nach Putschen. Manche nannten den Namen mit Abscheu, mit Hohn und Enttäuschung, manche wie ein Geheimwort.

Ich bezog die Akademie. Ich glaubte erkannt zu haben und war darin bestärkt worden, daß ich ein Maler werden müsse. Im Kloster hatte ich Mappen gefüllt mit Kompositionen so hintergründiger wie platter Gehalte: Eva und die Zukunft. Zum letzten Aufstand. *Ultima Thule.* – Eines Tages durfte ich mit meiner Mappe zu Gustav Kolb kommen, dem Mann der Kunsterziehung, der damals die Schulen bereiste und überall ein paar Schüler im Auge behielt. – Mein Lieber, sagte er ohne Erwärmung für meinen Tiefsinn, ganz schön oder vielmehr gar nicht schön; das ist alles Literatur. – Wie,

fragte ich gedrückt, ich soll also die Finger davon lassen? – Im Gegenteil. Sie sollen mal in ihre Finger ein Stück Kreide nehmen, und damit zeichnen Sie, nun, was? vielleicht ein paar Kartoffeln, wie sie daliegen. Die Formen, und wie die Dinger zueinander liegen. Damit fangen sie an. – Ich brauchte Wochen, bis mir das mit den Kartoffeln einleuchtete.

Auf der Akademie spielte freilich diese Hackfrucht keine Rolle. Montag früh wurde das Aktmodell aufgestellt, hingelagert oder zurechtgebogen. Da stand, lagerte es oder bog sich als Wochenpensum und machte dazwischen Pause. Man fertigte eine lebensgroße Zeichnung. Kühne wagten es überlebensgroß: Knorpel, Weichteile, Muskelgruppen. Man visierte, klemmte ein Auge zu, hielt das Senkblei und spähte gar rücklings durch die gegrätschten Beine. Es waren Akte für Peter Cornelius. Zeichnen, hieß es, erst einmal zeichnen, richtig zeichnen lernen, dann kommt das andere von selbst.

Aber das andere kam keineswegs von selbst. Ein Bild, was war das eigentlich? Niemand fand sich, um es aufzuhellen. 20 Jahre alt war der Kubismus, und es gab das Bauhaus. Expressives lag näher, aber von wann ab war Expression ein Bild? Von da und dort kamen unbegriffene Schlagwörter, um so unsicherer machend, je weniger sie an Festigkeit besaßen, modische Schwätzereien, umstürzlerische Großtuerei, die kein Denken kannte. Da und dort wurde eine Mache abgelauscht, eine Masche, ein Mätzchen. Mir fehlte der *pictor doctus*, ich hatte das Pech, daß ich ihn nicht fand. In der Gelehrtenschule erzogen, tastete ich vergeblich nach Zusammenhängen. Vielleicht war es gut, sich von allem zu lösen. Ältere Malschüler boten auch keine Auskunft an. Kunst, das war eben das Geheimnis. Leben, sich selbst finden, und dergleichen.

Ich zeichnete also weiter, und nachdem ich noch eine Weile gezeichnet hatte, stellte ich fest, daß es zwar einiger Übung bedurfte, um richtige Zeichnungen herstellen zu können, aber so schwierig

war es wiederum auch nicht. Und dann? Erst akademisch, dann der Glanz der Intuition drauf: was für Spießervorstellungen. Ich kam aus den Geleisen, ohne noch dringewesen zu sein. Inzwischen einmal studierte ich die Stadt.
Ich studierte die Kinos, die Hinterviertel, die lausigen Vorstadtkneipen, die Wein- und Weckenwirtschaften, die Cafés mit Lüstern und Stehgeigern, die Fechtböden der Studenten, die Schlachthäuser, die Rummelplätze und sogar die Museen, die Heilsarmee, die Gesundbeter, die Atheisten, die Versammlungen der Kommunisten, die Freibäder und die Etagen der Warenhäuser. Ich legte Wert darauf, mit verluderten, unbenennbaren Existenzen Umgang zu haben, ich tanzte recht wörtlich auf allerlei Hochzeiten, auf bürgerlichen Bällen und in Bumslokalen. Das alles nahm ich als ein Spektakel und füllte dabei Wäschekörbe mit Zeichnungen, aber wiederum zeichnete ich es, scheint mir, als Literatur, und schriftliche Zusätze bildeten häufig die eigentliche Pointe. Dazwischen befiel mich das Verlangen, nach Hause zu laufen, zu Fuß von der Endstelle der Elektrischen ab und drei Stunden durch Wälder, in denen ich niemanden antraf, und dann vielleicht unversehens am Sonntagmorgen in der Predigt meines Vaters zu erscheinen, in der kahlen Dorfkirche, in der es nach Stall und Sonntagskleidern roch.
Ortswechsel ist eine schätzenswerte Parole. Ich suchte, ich zirkelte auf der Landkarte ab, was für mich in Betracht käme: weiter als Warschau und Neapel, als Belgrad und Barcelona war Königsberg, und es war vielleicht unbekannter. Die Erfindung des Ost-Semesters gab es noch nicht, und mir reichte zunächst, daß man bis Königsberg zweimal zwölf Stunden auf der Bahn lag. Es war kalt als ich ankam, kalter Wind pfiff und trieb staubigen Schnee ins Hundegatt, es roch nach Salz, Pferden und Fischen. Alles war ganz anders, aber so, wie ich es mir wünschte. Für ein paar Mark fuhr ich mit einer Pferdedroschke herum und suchte mir eine Bude; es

war nicht schwer, unterzukommen. Die Akademie hatte noch nicht angefangen. Ich unterschlug mir selbst zwei Adressen, an die ich empfohlen war. Vorderhand wollte ich allein bleiben.
Daran änderte sich nicht viel, als es weiter ins Jahr hineinging. Ich merkte bald, daß die Schule auch hier nicht viel geben konnte. Um die kleine Klasse, in der ich mich eingetragen hatte, kümmerte sich der Professor gar nicht, und ein Blick in andere Klassen ermunterte mich nicht zum Wechsel. So verließ ich mich auf mich selbst, entschlossen, mein Ding ernst zu nehmen. Ich arbeitete viel draußen; das Land zog mich an, groß, grasig, weit, ohne schwäbische Innigkeiten. Ich stand nachts um drei auf, um in der diffusen Helle die Schiffe und Brücken aufzusuchen und den Umriß der Koholyt A. G. zu studieren, wie er gegen den Himmel stand. Der Tag war lang, die Nächte flüchtig im Hochsommer. Gegen Abend fiel ich in eine Kneipe ein, draußen am Pregel, saß, trank und starrte auf den Fluß draußen, auf dem langsam die großen, schwerfälligen Kähne hereinkreuzten, Lastboote, Fischerfahrzeuge. Die Segel knarrten, sie machten die Schenke für eine Weile dunkel, wenn sie vor den Fenstern vorbeizogen, dann gaben sie den Blick wieder frei: Wasser, Uferstrich, Himmel mit fließenden Dämmerungen, ferne Silos und Kräne.
Die Akademie lag draußen in den Hufen. Über Mittag entfernte sich niemand, es gab ein Essen, das auf Akademieschüler zugeschnitten war, in einem Krug am Hammerteich. An einem Tisch war ich offenbar nicht gern gesehen. Ich suchte mir einen anderen. Bald nahm ein kleiner Mitbruder mich beiseite, ein guter Junge, vom Lande, aber vielleicht ein bißchen mehr vom Land als ich: Ich muß dich etwas fragen, sagte er, fast bedrückt. – Nun, was denn? – Es handelt sich darum: bist du einer? – Ich verstand ihn nicht. Was denn für einer, sagte ich. – Du bist doch mit der W. zusammen. Eine Jüdin.
Ich dachte nach. Eine ähnliche Frage war mir nie vorgekommen.

Ich kannte keine Juden, nicht einmal den berühmten jüdischen Mitschüler hatte ich gehabt, konnte ihn nicht gehabt haben. Ich hatte das Hebräische erlernt und dabei in der Genesis und den Psalmen gelesen, das übrige war Abstraktum, Hiob und Nathan der Weise. Daß die W. eine Jüdin war, hatte ich nicht gewußt, an der W. änderte das gar nichts. – Würde es dir denn etwas ausmachen, fragte ich den Kleinen. – Schwer was ausmachen würde das für uns.
So alt war ich geworden, bis mir diese Art von Bewußtsein begegnete. Übrigens suchte ich am Abend eines der freundlichen Häuser auf, deren Adressen ich mir inzwischen nicht mehr unterschlug. Die Hausfrau betrachtete mich und sagte: Sind Sie keiner? Ich hatte Sie dafür gehalten. Nur, mir hat das gar nichts ausgemacht.
Später lernte ich einen Landsmann kennen, der auch nicht häufig auf der Akademie anzutreffen war, aber angestrengt arbeitete. Wir trafen uns zu langen Gesprächen; zum erstenmal fand ich einen, für den das Malen eine Erkenntnisleistung war. Die Gründlichkeit, die man Schwaben nachsagt, begegnete mir hier am Pregel; es konnte zum Beispiel sein, daß er mir nach Tagen einen Zettel hinreichte, auf dem mit Stichworten und unter Angabe der Quellen verzeichnet stand, was sich über einen besprochenen Gegenstand hatte ermitteln lassen; ich selbst hatte das Gespräch schon vergessen gehabt. Damals beschäftigten uns die Russen. Ich war in meiner letzten Schulzeit an Dostojewskij geraten und hatte lange mit ihm gelebt; mich verblüffte, was da, etwa in den »Dämonen«, an Kommendem, an inzwischen Vollzogenem und noch Künftigem aufgezeichnet stand. Nicht jene Russen, die in der gestickten Rubaschka vor den Promenadencafés in Neukuhren, in Cranz oder Rauschen die Balalaika rührten, die sich in der Akademie als Modelle verdingten oder beim Tee mit Flunkern und enigmatischen Reden Verwirrung stifteten: wir hätten das neue Rußland gerne gekannt. Neu war es ja noch damals, nicht zehn Jahre alt, und die Nachrichten widersprachen

einander. – Ich werde hingehen müssen, sagte mein Landsmann, damit die Sache klar wird. – Wann denn? – Nun, immer am besten gleich.
Es war ein Entschluß, zu dem sich Pedanterie und Extravaganz verbanden. So gehörte es zu jenen Jahren; wir befanden uns gerade an der Samlandküste, das Semester ging gegen sein Ende, und dort an der Küste verabschiedeten wir uns. Es war noch hell, so ganz dunkel wurde es ohnedies nicht, und er hatte sich vorgenommen, die Nacht über fortzugehen, zu Fuß, bis zu irgendeinem Schiff oder einer Bahn. Die paar Gegenstände, die er nicht brauchte, nahm ich mit zur Stadt zurück. Ich sah ihm nach, wie er sich entfernte, den flachen Strand entlang, auf den die Flut wie alle Tage den Bernstein in feinen Schnüren ausgelegt hatte; sein Schatten, dunkler und sehr viel länger als er, war länger als er zu sehen. Es gelang ihm, ein Jahr in Rußland zuzubringen. Er konnte mir erst nach Jahren davon berichten.
Auch ich lief los eines Tages. War das alles vertan, war es vergeudete Zeit? Für heutige Jahrgänge geht es knapper und zugleich üppiger zu: unumgängliche Dispositionen, Einplanung, Zwischenprüfungen, Scheine, Vorschau auf erreichbares Endgehalt, Aufstiegsmöglichkeiten; aber auch breites Angebot, Konkurrenz nicht der Bewerber, sondern der Erwerb Anbietenden, Jugendtourismus, Freizeiten, organisierte Begegnungen. Für uns war nicht nachzudenken über Investitionen, entgangene Anfangsgehälter und Versicherungsraten; die Gegenwart war erträglich, punktweise, die Zukunft wirre, die Chancen wenig über Null. Lief also los, quer durchs Memeldelta, Sumpfwald, nicht viel mehr als Jägerstiege, Elche traten daher, federnd, riesenhufig, mit stupiden Pferdeköpfen glotzend; Dörfer mit Namen hintereinander wie Abzählreime, Gilge Inse Tawe Loye, litauische Melodie, stroh- und schilfgedeckte Dächer. Der Weg stieß ans Wasser, man machte ein Boot los von denen, die da lagen, stand und wriggte sich hinüber und legte das

Boot drüben wieder an. Irgendwo rollte ich meine Decke aus und schlief, ich fuhr in Bummelzügen, ich lag nachts in den alten, vormals russischen Wagen mit klappbaren Pritschen auf meiner Decke ausgestreckt und konnte denken. Es war in den Wagen kein Licht, aber da und dort, unten oder in der Höhe, das rote Glimmen der Papirossy; vor den Fenstern vage Helligkeiten, Flächen, endlos, ein paar Birken, ein Schild an einer menschenleeren Station mit sonderbarem Namen; schläfrige, sich vermischende Stimmen im Dunkel des Wagens: *Ludzu. Przebraszam. Iswinitje.* Deutsche Wörter drunter. Ich ging durch Kaunas, durch Riga, Reval, Narwa. Wenn ich jetzt irgendwo hinter einem Glas Tee saß, machte ich mir keine Skizzen. Ich schrieb mir auf Zettel, was ich hörte und sah.
Aber ich mochte mich noch nicht von der Malerei trennen. Für eine Weile sah es sogar aus, als käme ich erst hinein. An der Stuttgarter Akademie lehrte inzwischen der Österreicher Anton Kolig. Doch gedieh seine Schule vor allem an seinem Sitz in Kärnten. Kolig hatte etwas Barockes, er betrieb eine hoch sensitive, vital geladene, im Farbigen vielleicht sogar ausschweifende Malerei, die ihren Gegenstand hymnisch nehmen konnte und selbst das Gold als Akzent einbezog. Seine Rage des Sehens, seine Weltbegeisterung waren ansteckend. Er war als Person ein Stoff, der sich nie erschöpfte; er verblüffte durch seine Einfälle, seine Einwände und Urteile, selbst durch Melancholien, durch seine Anmerkungen, in denen sowohl der *bon sens* wie die Emphase zu Wort kamen, manchmal trocken hingerissen, manchmal ätzend. Ein bärtiger, sommersprossiger Mann, breit auch in seiner Lebensführung, alpenländisch mit einem Schuß des Südlichen und wohl auch des Slawischen, hielt er mit seinen Schülern Hof und Rat. Er mühte sich um ihre Existenz und beteiligte sie an Aufträgen. Eine Erneuerung der Wandmalerei beschäftigte ihn damals. Die Feste, die er zu improvisieren liebte, manchmal kentaurische, tagelang währende Feste, genoß er wie ein Magiergeneral, wie eine faunische Gottheit über dem Treiben. Erst

gegen den Herbst hin kehrten wir aus dem kärtnerischen Sommer zurück.
Erst der Herbst erklärte mir auch, was dieser Lehrer mir einmal beim Betrachten von Arbeiten gesagt hatte: Was sehen Sie eigentlich, was sind das für Gegenden, Mondlandschaften, Eis- und Traumregionen, die es nicht gibt, in denen kein Mensch je gewesen ist? Ich sehe hier ganz andere Sachen. – Darin hatte er recht, ich beneidete ihn, er konnte noch anders auf der Erde wohnen und bewohnte sein Alpenland anders; er sah dort die Fülle, den Drang, die Vegetation; das feurige Chromoxyd lag auf seiner Palette, Neapelgelb, die schöne Terra di Pozzuoli.
Der Winter stürzte mich in Krisen. Ich hatte mich übernommen. Trotz den Feuerwerken des Sommers, ja gerade in ihnen hatte ich gemerkt, daß ich im Irrgarten lief. Labyrinthe: eines Abends in der Hauptstadt, eines frostigen, elenden Abends, spät und allein unter einer Fassade mit Karyatiden, mit Kartuschen, Festons und Masken, herunterhängend und von Tauben verdreckt, um die Ecke ein Saxophon wie eine Jericho-Trompete: fing der Krempel zu wanken und sich vorwärts zu neigen an. Ich wankte mit, kippte einfach um und empfand dabei etwas wie Erleichterung.
Damals hatte es angefangen oder vielmehr, es hatte wieder angefangen nach den paar ruhigeren Jahren der Ära Stresemann, angefangen mit der Krise der Weltwirtschaft, dann mit den immer längeren Kolonnen der Stempler, die gliedweise und um ein paar Ecken herum vor den Ämtern Schlange standen, dann mit den Aufmärschen und Zusammenrottungen, den Putschgerüchten, den Rollkommandos und Polizeiattacken, dem nächtlichen Ausrücken der Milizen verschiedener Couleur. Alles schärfte sich zu. Ausbau der Stellungen: ganz handgreiflich so, daß Straßen, Häuserviertel, Betriebe in feste Hand genommen wurden und sich dort keiner blicken lassen konnte, der nicht gleicher Losung war – oder ihm widerfuhr eine der Abreibungen, die man sich gegenseitig bereit-

hielt. Dabei blieb es aber nicht, es kam zu den nächtlichen Tumulten und Auflauerungen, deren Tote und Schwerverletzte am Morgen in den Zeitungen standen, so wie von Verkehrsunfällen berichtet wird.

Auf ihren Schulbänken, auch in den meisten Elternhäusern war der bürgerlichen Jugend etwas wie ein soziales Gewissen, genauer ein soziales Sentiment nahegebracht worden, das es sich zur Pflicht machen wollte, den »ärmsten Sohn des Volkes« zu kennen, und auf Versöhnung und Verständigung ausging, ohne die Grundlagen ändern zu wollen, eine reichlich verwaschene, folgenlose und rein dekorative Masse von Gefühlen; der junge Arbeiter, sofern es überhaupt zu seiner Kenntnis kam, konnte dabei nur Hohn empfinden. Von solchen Gefühlchen war inzwischen die Rede nicht mehr, die Fronten schoben sich auf und drängten zu radikalen Lösungen. Glücklich, wer sich wenigstens einem Lager fest verschrieben fühlen konnte. Das trieb den einzelnen, der sich verloren fühlte, zu den extremen Bildungen. Dazu saß der Kulturpessimismus in den Knochen. Ich gehörte nirgends hin, zu der bürgerlichen Welt fühlte ich den Zusammenhang zerrissen, aber ich merkte, daß es mir auch nicht freistand, auf den Gegenpunkt zu wechseln. So traf die Frage eines forschen Genossen, der mich, wenn wir uns begegneten, musterte und meinte: Nun, mein Lieber, und woran gehst du augenblicklich zugrunde? – genau den Tatbestand. Aber die Lehre, der er sich angeschlossen hatte, konnte ich auch nicht ernst nehmen. So einfach konnte es nicht sein.

Inzwischen, um einen Abschluß zu haben, meldete ich mich zu den Staatsprüfungen. Als die Zeugnisse ausgeteilt wurden, beglückwünschte uns der diensttuende Herr und teilte zugleich mit, daß im Durchschnitt vor uns zehn oder zwölf, auch vierzehn Jahre lägen, vor deren Ablauf mit einer Verwendung nicht ernstlich zu rechnen war. Es sei also ratsam, sich um andere Beschäftigung zu bemühen. Ein weitblickender Rat, aber wo und wie? Es gab keinen Platz, auch

den niedrigsten nicht, um den nicht ein paar Dutzend anstanden. Also Gelegenheitsarbeiten, Verrichtungen ohne Entgelt, vielleicht nur um auf einer Liste zu stehen. Die Straße. Für manche das Sturmlokal.

Immerhin, ich war nicht der Not preisgegeben. Ich konnte nach Hause. Dennoch waren die Tage drückend. Mein Vater litt; eines Tages, vielleicht schon morgen, konnte das Dorf zu Ende sein. Meine Zeit lag brach; was mich selbst betraf, war ich wenigstens nicht verlegen darum, einen Gebrauch von ihr zu machen; aber brach lag sie für ungezählte andere, die in eine Tätigkeit drängten, ihre Kräfte gern an ein Ding gesetzt hätten; aber jede Tür war verschlossen, jeder Platz vergeben. Sie mußten sich ausgestoßen und verkauft vorkommen und sannen auf Abrechnung mit denen, die sie für schuldig ansahen. In der Katastrophe, mit der sie zu rechnen anfingen, hatten sie kaum etwas zu verlieren, am Ende verlangten sie nach ihr.

In jener Zeit hörte und sah ich einmal Hitler. Jeder kannte inzwischen den Namen, aber ich hatte keine Vorstellung davon gehabt, über wie viele er schon herrschte. Tausende drängten zu der angekündigten Versammlung, und die Organisation trat schon auf wie die einer etablierten Macht. Ich ahnte es nicht, sicher ahnten es wenige, daß der Mensch im Straßenanzug, der vor einem tief gestaffelten, uniformierten, von allerlei Abzeichen und Gehängen blitzenden Gefolge einigermaßen unscheinbar hereinkam, ein säkularer Verwüster, ein Wahnsinniger, ein besessener Mörder war, der eines Tages Macht über unser Leben gewinnen sollte und dieses Leben verderben. Hinter dem Pult stand er erst beinahe linkisch. Ich war darauf nicht gefaßt und konnte mir es nicht erklären, daß aus der Menge schon ein stoßweises Gebrüll kochte, und daß es fortknisterte, sobald Ruhe eingezogen war. In seinem Zivil, und wie ihm der Schlips saß, sah er aus wie ein Kleinbürger, ein bemühter Kanzlist, der als Ortsvorsteher kandidiert. Ein Kleinbürger also,

das war auch eine von seinen Gestalten. Was redete er? Das ging erst hölzern, beinahe stockend, unerwärmt, bis auf eine merkwürdige Weise der Rede etwas zuschoß, ein veränderter Ton, der sich wie eine Ausschüttung verteilte. Die Zustimmung toste. Sie toste erst wie zu einem vorhersehbaren Stichwort, und toste dann in immer geringeren Abständen, und der Sprecher an seinem Pult, mitten in seinem Satz von dem Jubel eingeschwemmt, tastete mit der Hand nach einem Wasserglas, setzte es an, achtlos und gierig, indessen er mit der anderen, weit weggestreckten Hand das Geschrei zurückdämmte, das ihn unterbrach und das er mit seiner Gebärde zugleich abwehrte und in Gang hielt. Dann fuhr er fort, eine Spur heftiger und rascher. Aber worin? Ich hatte mir eine politische Rede vorgestellt, ein Konzept erwartet. Was ich aber hörte, waren Vokabeln, Anklagen, dumpfe Drohungen, Bannflüche, Beschwörungen. Es schäumte noch nicht, doch es hallte. Der brave unbekannte Muskot, der fleißige Arbeiter, der redliche Mann des Volkes, sie alle um Sieg und Glück betrogen, das lag der Tonart zugrunde. Dann Aufruf, Erinnerungen an alte Treue und gutes Recht, Art und Sitte, endlich Appell an den Glauben. Glaube? Ich fragte mich, womit es wohl möglich sein konnte, diese Vokabeln zu füllen. Es ließ sich nicht eben viel dagegen sagen, aber auch nichts damit beginnen. Die Faszination, die ich um mich herum spürte, teilte sich mir nicht mit. Vielleicht ein Tribun, ein Parteihaupt, der Trommler, dessen Rolle er sich damals zusprach; aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß dieser Redner sollte einmal Regierungsgeschäfte übernehmen können. Vielleicht wünschte er das damals nicht einmal selbst, davon war die Rede; später bekannt gewordene Äußerungen deuten darauf. Eine akademische Rede, schrieben die Zeitungen damals, teils höhnisch, teils beruhigt.

Ein paar Ortswechsel wieder, endlich einer, der mich auf zwei, drei Jahre den deutschen Krämpfen entzog. Mein Vater hatte seinerzeit

meinen Wünschen nichts in den Weg gelegt, doch war er nun nicht unzufrieden darüber, daß ich die Laufbahn eines Malers aufgab. Er hätte mich gerne mit einem wissenschaftlichen Grad gesehen. Ein paar Monate konnte ich in Paris leben, eine Zeit in Dresden (ein Winter von einem milden, perlenhaften Glanz, die unvergleichliche Silhouette der Stadt, alte, weitläufige Etagen mit überhohen Zimmern, Zimmerfluchten, Fluchtzimmern; Flucht war es ja am Ende, wenn man in so vertrauter Fremde im Lichtkreis saß und einander Entdeckungen zureichte: Kafka, James Joyce); dann nahm mich der Tübinger Ordinarius an, Georg Weise, und beteiligte mich an seiner spanischen Forschung.

Meiner Erinnerung scheint sich die folgende Zeit auf der Iberischen Halbinsel abzuspielen, unterbrochen nur durch die Semester, die sich nach Wochen zählen ließen und ausgefüllt waren mit der Bearbeitung der vergangenen und der Vorbereitung der folgenden Aufenthalte. Für den Kunsthistoriker gab es auf der Halbinsel noch viel zu entdecken und zu sichten; die Literatur spärlich, wenig systematische Bestandsaufnahme. Von Weise lag damals schon eine Reihe von Bänden vor, die sich mit der spanischen Plastik beschäftigten, die Reihe war fortzusetzen.

Es war noch Entdeckungsreise. Die Tage bestanden aus Fahren, Fahren in einem offenen, hochräderigen, altmodischen Wagen mit einem Bullending von Motor (was für ein Motor, *mira qué motorcito tiene*, sagten die Monteure und rissen die Augen auf, wenn sie das Haubenblech emporzogen) in der überhellen, heißen und trockenen Luft der beiden Kastilien, Fahren durch Aragón, durch Katalonien und Estremadura auf leeren, langen, blauschwarzen, von Luftspiegelungen heimgesuchten Überlandstraßen, auf Viehwegen und durch trockene Flußbetten, Fahren in Leinenschuhen mit Schnursohlen, Kamera und Stative aufgepackt, die bockslederne Flasche mit Wein unterm Autositz. Es war ein vortouristisches Spanien, ohne Gesellschaftsreisen und Costa-Brava-Bungalows. 30 Kilo-

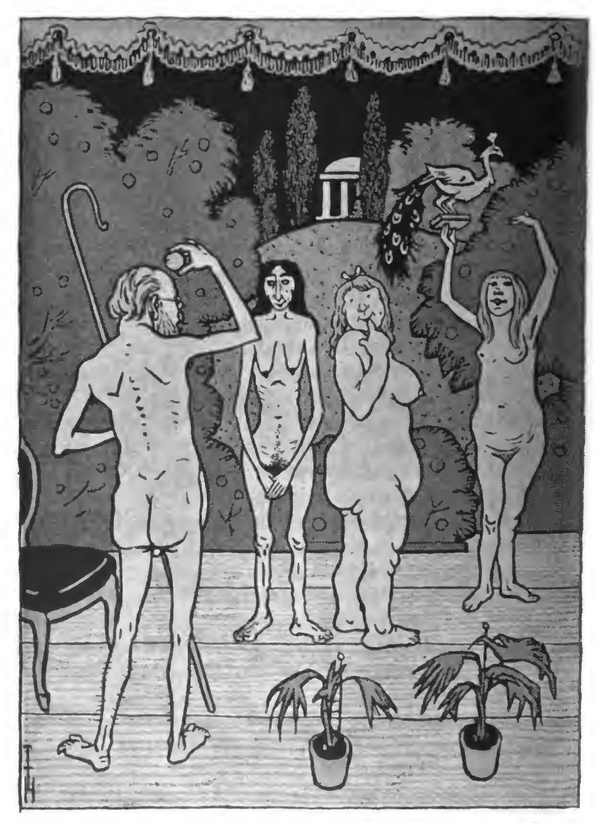
meter über Land, und dazwischen vielleicht nichts als ein Landarbeiter, auf fahlem Esel dösend, eine Schafherde, ein Doppelposten der Guardia Civil, einer rechts, einer links am Straßenrand gehend, im Lackhut, von dem ein kleines Sonnensegel in den Nacken hing. In den Dörfern sammelten sich die Kinder ums Auto, Frauen mit Wasserkrügen auf dem Kopf blickten neugierig, Männer gemessen, andere, schwarz Vermummte und schon halb Gestorbene hockten regungslos und nahmen gar keine Notiz. Die Sakristane waren zu finden, es war mit dem Geistlichen zu parlieren, der unserem Vorhaben Hilfe leistete oder ihm mißtraute, mit dem Dorfkaziken, der seinerseits auf den Cura achtgab; die kleinen Convente waren abzustreifen, in denen es ranzig roch und verscheuchte Nönnchen ein suchenswertes Gnadenbild verwahrten; unglaublich, wie viele und wie winzige Conventos es gab, in denen Nönnchen hungerten. Großspurig waren die einsam und melancholisch blickenden Männer noch in der Mancha, auch im alten Kastilien, dort wo das Klima aus neun Monaten Winter und drei Monaten Hölle bestand, *nueve meses de invierno*, *tres de inferno*, eine Handbewegung, kein Entgelt für Hilfeleistungen. Wir lernten das *No importa*, das *Pues nada* in seinen wechselnden Tonlagen von der Zuversicht ins Nichts ohne Hoffnungen bis zum liebenswürdigen: nur keine Umstände, bitte, inkommodieren Sie sich nicht. Morgenländische, vielleicht afrikanische Überbleibsel: ich erinnere mich, daß in einer entlegenen Fonda, als wir schon am Tische saßen, die Tochter mit Kanne und Wasserbecken und kleinen bunten Tüchern eintrat, um reihum Wasser über die Hände zu gießen. Nachts, aus den Betten der Fonda, hörte man den Nachtwächter rufen, tremolierend, langgezogen: *son las dos y sereno*, zwei Uhr, heiterer Himmel, *son las tres y llueve*, drei Uhr und Regen; meist war der Himmel klar, der Nachtwächter hieß Sereno. Die heitere Küste, die Apothekersfrau in Sagunt, die ihren Balkon für eine schwierige Aufnahme einräumte, ihr zierliches Mobiliar, pompejanisch – maurisch, bunte Kacheln am Boden, eine

Tapete voll kleiner Löwen, schmetterlingsbunte Fransen und Spitzen, ein lebendiges Hündchen, bellend und springend. Die Arbeit des Fotografierens war zu tun, das Pulver fürs Blitzlicht abzumessen, der Herr Geistliche zu warnen; dann die Lunte angelegt, Höllenblitz auf der wackelnden Stehleiter vor igendeinem übermäßig hohen Retablo; dann die Filme zu wechseln vor einem kleinen Café, auf den Sitzplätzen vor dem *Circulo Republicano Radical*, die Hände in einem schwarzen, durch Gummizüge verschlossenen Sack arbeitend. In den Städten die Ruhepausen, das Tanken und Einkaufen, das Warten auf Entwickeln und auf Reparaturen, lange Gesellschaftsspiele des Redens und der Beobachtung. Dort auch, an den Nachmittagen und Abenden in Teruel, in Cuenca, Guadalajara oder Albarracín, auf der Plaza Zocodóver in Toledo, gewöhnte ich mich daran, die Spanier zu lesen, Cervantes vor allem, dann Lope de Vega, der mich erheiterte. In Madrid war der Prado; ich lernte ihn besser auswendig als irgendeine andere Sammlung. Es gab auch die vielen kleinen Theater dort und soll sie noch geben (das Kino war eben erst im Vordringen), die volkstümliche Zarzuela wurde gespielt, das Madrider Stadtstück; es machte mir Spaß, kürzlich zu erfahren, daß immer noch die alte *Verbena de La Paloma*, die *Revoltosa* auf den Spielplänen stehen. Dort fielen die bunten, die drastischen Redensarten; Stücke gingen über die Bühne, die einen Buchhalter, einen Kassier der Straßenbahn, zwei Pelznäherinnen zu Verfassern hatten; Familien sammelten sich in den Nachmittagsvorstellungen, Mütter die Bluse öffnend, den Säugling angelegt. Aber ich sah auch noch die große Antonia Mercé, genannt La Argentina, tanzen.

Das war, von außen, noch weithin Biedermeier. In der Provinz, in alten und leblos gewordenen, erstarrenden und verfallenden Städten hingen die Schatten der Historie oft erdrückend herein, tragische Erschöpfung, afrikanische Melancholien, imperiale Reste, blätternder Wappenprunk ohne Sprache. Doch in den Zentren schwelte es auch hier, Handstreiche hatten stattgefunden oder wurden erwartet,

Vorproben des Bürgerkriegs. Die Landenteignungen, das Katalanische Statut trieben die Gemüter um. Faschistische Formen, in Italien schon etabliert, sie standen auch hier vor Augen. Unter den Bergleuten des Nordens, in der verelendeten, jämmerlich lebenden Landarbeiterschaft gingen die syndikalistischen, die bezeichnend anarchistischen Losungen um. Unruhen in den Vorstädten: – Zusammenstöße in Cuatro Caminos, in Carabanchel Bajo, so riefen morgens die Zeitungsjungen aus; aber Unruhen auch unter der Landbevölkerung, lokale, in den Formen des Kollers platzende Aufstände, die Stichflammen von Petroleumkanistern, Schießereien mit der Guardia Civil. Auch hier meldete sich die Katastrophe.

In der letzten Zwischenzeit war mein Vater gestorben, der Haushalt löste sich auf, es hieß, in die Stadt ziehen. In die Stadt, das hatte noch einen Doppelton, der heute nicht mehr nachzuhören ist, denn es fehlt an Alternativen. Seit Jahren war ich an städtisches Leben gewöhnt, und ich liebte einige Städte; doch war der Rückzug offen gewesen. Wie es jetzt kam, mußte die Stadt Enge bedeuten, wogegen ich gewohnt gewesen war, zwischen Gärten und offenen Feldern zu leben, in großen, keinesfalls komfortablen, aber recht weitläufigen Häusern mit tiefen Kellern und hohen Dächern, Häusern, in denen es Kammern gab, die man kaum betrat, Dachböden, einer über dem andern, die Stoff für Entdeckungsreisen boten. Das Obst lag im Gras, und die Trauben bräunten sich an der Hauswand, und wenn auch das Obst nicht von großer Sorte war und man die Trauben mit den Vögeln teilte, das alles war da, es war nicht Eigentum, aber gehörte einem doch selbstverständlich. Nun hieß es packen und das Gepäck schmal halten, ganz schmal. Im Verfahren des Abstoßens sah ich davongehen und sich verteilen, was bisher zu den selbstverständlichsten Versatzstücken der Szenerie gehört hatte, Teppiche, Möbel, Geschirr, Stöße von alten und nicht mehr unterzubringenden Büchern. Manches Stück fiel mir überhaupt erst



*Eine Karikatur
von Th. Th. Heine
(Im Berliner Verein
für Nacktkultur:
Das Urteil des Paris)
und eine Zeichnung
von Heinrich Zille
(Die Teuerung:
»Nu laßt se noch den
Schnaps verteiern,
dann kenn' wir janz
verhungern!«)
aus dem Jahre 1908*


Dampf-Des llation-Rum-B
Adler
Zum Adl
H. Zille

auf, als es angefaßt und verladen wurde; einen Augenblick hätte man es aufhalten mögen, aber es schwankte davon und war um die Ecke; mit Gruseln, doch auch mit Erleichterung sah ich dem Schwund zu. Was sich entfernt, macht auch ledig.
Im Frühjahr, die sogenannte Machtübernahme war inzwischen vollzogen, hatte ich allein den Wagen mit unseren Sachen zurückzufahren. Als ich die langen Straßen fuhr durch Castilla La Nueva, durch Aragón, durch Lérida, durch die Languedoc, das Rhônetal aufwärts, durch die Franche Comté, durch das Loch von Belfort, konnte ich nicht zweifeln, daß dies ein Abschied von vielem und auf lange Sicht sei. Als ich über die Grenze kam, war es Sonntag, es wurde gefeiert; was eigentlich? Eintopfsonntag wurde gefeiert, das Volk, einmütig Eintopf essend, feierte sich selbst; irgend etwas wurde von da an immer gefeiert, Fahnen und Fähnchen wehten, Reiser waren gepflanzt und Knaben marschierten, die Marschmusik dazu fiel aus allen Fenstern. Ich tastete mich durch das Gewimmel dorthin, wo ich nun zu Hause war, das war für mich noch nicht mehr als Straße und Hausnummer, ein Unterkommen, in dem ein paar Sachen bekannt und doch fremd und beengt herumstanden.
Anfänglich hatte man nicht viel mehr als ein Zwischenstück angenommen, eines der vielen, an die man schon gewöhnt worden war. Daran lag auch, daß manches am neuen Programm wenig ernst genommen wurde; es gibt Manifeste, die man nicht für bare Münze nehmen will. Die meisten rechneten mit einem Fiasko. Aber das ungeheuerliche Fiasko kam erst später. Inzwischen erblickte ich mit Erstaunen die vielen Marschstiefel, mit Erstaunen die Bekannten, die auf einmal dabei waren, selbstverständlich und wie schon immer; ich sah das Partei-Abzeichen dem Licht ausgesetzt an Rockaufschlägen, an denen ich es nie vermutet hätte. Mir gefielen die Stiefel nicht, ich war auf die Leinenschuhe mit Schnursohlen eingestellt; mir gefiel auch nicht die Sprache, die plötzlich im Schwang war, ich hatte zu lange mich in einer anderen bewegt; und die Leute gefielen mir

auch nicht, die plötzlich groß herauskamen. Am wenigsten sagten mir die zu, die sich überraschend aufgetan hatten, aber auch nicht viel mehr die paar anderen, von denen jeder gewußt hatte, daß sie dazu gehörten. Die alle wurden nun etwas, manche auf Posten, die es schon gab, und manche auf Posten, die für sie ersonnen waren. Es wurde entschieden; der Parteigenosse X entschied, was deutsche Kunst war. Die Leute, die nun das Heft in der Hand hatten, zeigten sich brutal, manche zeigten sich auch einläßlich oder treuherzig. Der Ludergeruch der Abscheulichkeiten drang noch nicht durch, jedenfalls noch nicht ins Allgemeine; ein bißchen Brutalität, so verteidigten es die Treuherzigen, war vielleicht unabdingbar. Es galt, einmal die Verfeinerungen abzustreifen, nur auf Zeit natürlich, bis sich die Dinge geordnet hatten. Daß die Dinge ins reine kommen, das liegt an euch mit, so hieß es: mitmachen, keine unfruchtbare Kritik, eintreten, Einfluß nehmen. Es ist die letzte Karte, wenn sie nicht sticht, kommt nichts mehr – hieß es.
So ging es hinein. Es hatte einen Abschnitt gegeben, in dem die urbane Vernunft, das geduldige Aushandeln am Zuge gewesen und nicht durchgedrungen waren. Das ging nun unter in einem orgiastischen Kurzschluß, der freilich nicht von ungefähr kam, einer expressionistischen Aufbruchstimmung, die in der Jugendbewegung an kein Ziel gelangt war, einer vulgären Heils- und Tausendjahr-Erwartung. Durch das Schmettern der Aufmärsche, das politische Massenschunkeln drang die trostlose Spießerei der Funktionäre, die Muffigkeit der internen Machtkämpfe. Aber auch ein Geschichtsmythos machte sich breit, rauschhaft, fälscherisch. Drittes Reich, das hörte sich chiliastisch, mystisch, militant an. In einer modernen Welt lächerlich verspätet, wollte man ausziehen wie Alarich oder Alboin, um ein Reich zu bauen.
Heute ist alles deutlich. Für den Mitlebenden, Mitbetroffenen, den Getroffenen, Enttäuschten oder Hoffenden, den Angeredeten und in Zusammenhängen Verstrickten ergeben sich Lagen, die der Spä-

tere kaum versteht. Er braucht sie auch nicht zu verstehen – es wäre denn mit dem Ziel der Erkenntnis, wie komplex die Dinge sind. Die Verblendung, der ich selbst eine gewisse Zeit lang später erlag, verstehe auch ich nicht mehr. Verblendungen waren häufig, und jede hatte ihre eigenen Zusammenhänge. Es gab stets zwei durchaus geschiedene Lager, eines der Übeltäter und eines des Widerstandes; auch bei den Eingeschworenen nicht überall eine Orthodoxie, mancher mißbilligte scharf manchen Teil dessen, dem er als Ganzem Vorschub leistete, es bestand manches Hin und Her zwischen Empörung, teilweiser oder stoßweiser Billigung, zwischen Mitmachen und halben und ganzen Lügen. Mancher hat damals anders geredet, als er heute noch wissen will, und nicht stets nur aus List. Manches fremde Land kargte nicht mit Anerkennung, ja mit Bewunderung. *Nashorn-werden* –: in den »Nashörnern« des Ionesco finden sich erleuchtende Passagen.

Null acht Strich fünfzehn: vereinnahmt und verbraucht. Ruhe zog nicht mehr ein. Stetigkeit, ruhiger Atem, Versammlung auf eine Arbeit, das wollte nicht kommen. Die Zeit war unsicher, ständig gestört durch Abrufe und durch Eingriffe, aufgebraucht in interimistischen Verwendungen, das private Leben beansprucht; dazu das Bewußtsein, daß alles nicht lang währen würde, so oder so. Das Bewußtsein des »Nach dem Krieg« hatte 20 Jahre angehalten. Nun stand der nächste Krieg vor der Tür.

Als er ausbrach, nicht vom Volkswillen, auch nicht von der Begeisterung des Jahres vierzehn getragen, war ich verheiratet, ich hatte es zu der Stellung eines außerplanmäßigen Assessors an einer ländlichen Oberschule gebracht; sechs Klassen, fünf Lehrer in dem winzigen Lehrerzimmer um den quadratischen Tisch versammelt, einer auf jeder Seite; wenn alle fünf kamen, ging es beengt zu. Einen Tag vor dem Einmarsch in Polen war meine zweite Tochter zur Welt gekommen.

Jahrelang hatte ich einer kleinen Gruppe angehört, die den Segelflug

betrieb; sie bestand aus Handwerkern, jungen Kaufleuten und Studenten. Politik gab es darin nicht, unser Werkstattmeister galt als ein Roter, daraus entstanden keine Kontroversen. Die Hilfsmittel waren gering; wir arbeiteten in seiner Tischlerwerkstatt, sommers auf dem Platz davor unter einer Straßenlaterne. Dann fand sich ein alter Lagerschuppen, der leer stand. Man konnte an den Hang gehen, zu historischen Starts mit Startfalle, Gummiseil und *Ausziehen – Laufen – los*. Das Ding rutschte, schwebte und kam zu Boden, später erste Kurven, aufregendes erstes Segeln über dem Hang. Die Gruppe wurde vereinnahmt, gleichgeschaltet hieß das, unterstellt; der neue Hut saß auf unterschiedlich willigen Köpfen; das Marschieren schien jetzt die Hauptsache, es nahm Zeit fort, die Freiheit war vorüber. Ein eingesetzter Funktionär hielt Schulungsabende, um zu erklären, wozu Fliegen da sei.
Nun war es dazu da, daß ich zur Luftwaffe einrückte. Ich kam zur Jagdfliegertruppe. Damit erlebte ich jenen Krieg in einem bestimmten Ausschnitt; erst in seiner letzten Phase geriet ich in seinen ungefärbten Bereich. Die Jagdtruppe stand unter besonderen Bedingungen. Hoch technisiert, ja technisch überangestrengt, war sie zugleich bestimmt von anachronistischen Bezügen. War die Technik auch weiter, hier lebten zunächst die Boelcke und Richthofen fort. Das Leiden in Massen, die massenhafte Vernichtung, die großen Verheizungen – wie der entsetzliche Ausdruck lautete – trafen sie nicht. Auf abgelegenen Horsten, ohne viel Verbindungen und in fast nie unterbrochener Bereitschaft, eine empfindliche, in der Auswahl und Ausbildung teure und gleichsam nervöse Truppe, in der auch der einzelne schwer zu ersetzen war, gab sie sich weithin selbst die Regeln. Der Jäger, in seiner komplizierten Maschine allein, war auf sich gestellt, wenn auch von seinem Verband nicht unabhängig. Nicht viele waren dem Handwerk gewachsen. Auf Helden waren sie nicht gezüchtet; schon das Wort hätte Grinsen ausgelöst. Sie hatten überhaupt nicht viel Worte; sie starteten. Kommandeure,

soweit sie Stars waren, konnten sich die Sitten von Condottieri leisten. Militärs waren sie nicht, und ihr Hochmut machte sie unbeliebt bei den Stellen, die nach Dienstaltern und Reglements dachten. Sie ließen sich nicht viel dreinreden, auch in der Stellenbesetzung, sie hielten beisammen, was ihnen lieb war, und wurden schnell los, was ihnen nicht passen wollte. Piloten trugen an den Maschinen Nummern und waren taktische Nummern in ihrer Formation; doch ließ sich das letzte weder befehlen noch auch erzwingen. Der Dienstgrad war wenig. Mancher junge Leutnant flog hinter einem Gefreiten, der den Schwarm führte. Wofür diese jungen Leute starben, ist schwierig zu ergründen. Ich kannte viele, sie haben sich aber darüber nicht ausgesprochen. Die Gründe, denke ich, waren verschieden, sofern von Gründen die Rede sein kann. Denn obwohl die Chance des Wegbleibens ungefähr zu errechnen war, es bestand doch die Chance des Wiederkommens; noch nicht der nächste, vielleicht auch nicht der übernächste Start brauchte der letzte zu sein. Den Ramm-Befehl, der einmal von oben kam, den Befehl zur Selbstvernichtung, steckten die Kommandeure in die Tasche; sie wußten, was sie ihren Leuten sagen konnten. Einige, weiß Gott, starben für Deutschland. Daß sie zugleich für ein Regime flogen, an dem ihnen nichts lag, das sie mißachteten und vielleicht haßten, das war der Teufelskreis derer, die sich Gedanken machten. Ich habe an anderem Ort jenen schmalen Ausschnitt des Kriegs beschrieben, nicht nach Hörensagen, sondern nach dem, was ich sah.
In Rumänien erlebte ich die vorletzte Station. Die Front im Osten lag noch weit ab; der operative Gegner hatte sich in Apulien und Calabrien mächtige Basen geschaffen, aus denen er angriff. Das Objekt waren die Raffinerien von Ploesti. Die eigenen technischen Dienste, die Funkmeßgeräte, der Horchdienst leisteten nahezu perfekte Arbeit, jeder Abflug war kontrolliert, jeder Kurs aufgezeichnet. Allein dagegen einzusetzen gab es immer weniger; Ersatzteile und Nachschub trafen zögernder ein und blieben endlich fast ganz aus.

Die Rumänen waren erstaunlich, sie starteten mit ihrer IAR 80, einer Maschine, die einmal kurzfristig die schnellste von allen gewesen war, aber inzwischen veraltet. Von uns erhielten sie nichts mehr. Es gab den Raid eines britischen Corps; ein einziges Mal erschienen ohne Vormeldung 70 doppelrumpfige Maschinen vom Typ »Ligthning« in der Walachei und stürzten sich auf die Zone von Ploesti; ohne Sprechverkehr, im Tiefflug den Meßbereich der Geräte unterfliegend, war dieser Verband über die Adria, über die Bergländer der Balkanhalbinsel, über den Balkan herein in die Ebene eingefallen. Manchmal kamen die Angriffe gehäuft, dazwischen konnte es wochenlang Ruhe geben.
An Rumänien kann ich niemals ohne Bewegung denken. Ich möchte das Land ohne Krieg gesehen haben. Ich lebte in ihm wie in einem kontinuierlichen *Déjà – vu*. Alles erschien mir so fremd wie längst vertraut: die Karpatenlandschaften, die riesigen Mais- und Kornländer der Walachei, die labyrinthischen Altwässer der Donau, das Delta mit meilenweiten Sümpfen und von Vogelwolken belebten Röhrichten, die alten Pappelzeilen und braunblühenden Akazien, die flimmernden Streifen von Iris mit weißen Wänden und einer Goldkuppel dahinter, die sauberen, hell getünchten, auf türkische Weise mit Holzgittern und geschnitzten Brüstungen versehenen Häuser in den Hügelländern, die Lehm- und Schilfhütten in Niederungen. Dazu aber die großspurigen Boulevards der Hauptstadt mit Hochhäusern und Magazinen, und sogleich wieder um die Ecke niedriges, windschiefes Holzwerk, winzige, lautlose Kirchen; die Scharen der Bohrtürme, in groteskem Marsch über Hügelketten stelzend, an denen sich Wein hinaufzog und zu deren Füßen Herden grasten. Der Eindruck des Reichtums wog vor, eines kaum erschlossenen, unerschöpflichen und noch auf eine arge Art verteilten Reichtums. Mir fiel ein alter launiger Feldmesser in meiner Heimat ein, der Gemeinden unterschied nach solchen, in denen kein Drang mehr lebte, und anderen, in denen ein Drang war; hier war ein

Drang zu spüren. Was lebte, was bewegte sich alles in diesem Land, man sah Hirten gehen, in dicke ungefärbte Wolle eingekleidet, Daker mit dem Idiom der *pastores Romanorum*, aber auch die Töchter der Phanarioten, die alten, welken und weisen Kaufleute mit trägen Augenlidern; Ungeformtes und altgewordene Form, das Barbarische und das Urbane und Mondäne, Byzanz und Kismet, das Balkanische und das Mediterrane lagen in Meinungen und Akzenten nebeneinander und durchdrangen sich. Die Sprache, dieses Ostromanische mit seinen mancherlei Einschüben, fesselte mich; ich bemühte mich, sie zu lernen. So würde es in der Walachei heißen, erklärte Todorescu, der mir Vokabeln beibrachte, in der Moldau oder in der Bukowina anders, bei uns fließt alles noch, auch die Sprache.

Todorescu war einer unserer Verbindungsoffiziere. Trat er seinen Dienst an für 24 Stunden, so erblickte man hinter ihm einen Mann mit einem Zwerchsack; der Sack war mit Brot, Speck und Zwiebeln, mit Flaschen voll Wein und dem berühmten Tzuica gefüllt, dem klaren Zwetschenwasser, das man aus Wassergläsern trank; das ist die Gesundheit, sagte Todorescu, ich führe die Gesundheit ein. Unsere eigene Truppenverpflegung war jämmerlich, Kartoffeln, Dörrgemüse und eine unerklärliche Substanz, die man Tubenkäse hieß. War Ruhe, so forderte Todorescu auf, ein *Khef* anzusetzen oder, wie er sich auch ausdrückte, auf die Gesundheit seines Königs zu trinken, obwohl er für diesen König nicht allzuviel empfand. Todorescu war ein Geschäftsmann; in seiner dienstfreien Zeit war er in der Lage, sich um seine offenbar einträglichen Geschäfte weiter zu bemühen; welcher Art sie waren, blieb unbekannt. Er gehörte zu jenen Rumänen, die von französischen Gouvernanten erzogen worden waren, aber er las viel Deutsch. Er hing an Deutschland, an einem Bild von Deutschland, das sich soeben für immer aufhob.

Als die Front sich verkehrt hatte, war Todorescu noch tagelang unter uns. Erst waren die Tage verrückt, die Befehle widersprachen

einander oder blieben ganz aus, die Fernsprecher spielten hin und her. Die Rumänen hatten Befehl, uns anzugreifen, aber ohne Absprache wollten sie es nicht tun; pikareske Szenen mischten sich ein, wechselseitige Gefangennahmen und Freilassungen, feindselige Handlungen unter gegenseitiger Entschuldigung, makabre Verabschiedungen. Dann schlug alles in ein Dämonenwesen um, das nur noch Vernichtung suchte. An uns vorbei und über uns weg wurden andere Einheiten zum Angriff vorgezogen, eilig aufgebotene Maschinen trugen von weither Bomben in die Hauptstadt. Todorescu stand neben mir auf dem Hochstand; wir sahen die Feuerschläge zwischen den Hochhäusern am Horizont aufflammen. Als ich es wagte, zu ihm hinüberzublicken, sah ich sein großes, breites, etwas aufgeschwemmtes Gesicht von Tränen überlaufen. Die Menschen weinten dort noch.

So sah ich Todorescu zum letztenmal. Ein sinnloser Angriff rollte gegen die Hauptstadt; ein einziger Panzer der Rumänen, der vorteilhaft aufgefahren war und vorzüglich schoß, hielt die Bewegungen auf der großen Straße nieder. Inzwischen drückte der russische Vormarsch herein, zwischen den russischen Spitzen und den zurückflutenden rumänischen Verbänden, die bald schossen, bald Hilfe leisteten, ging der Ausbruch in kleinen Gruppen vor sich.

Das Lager, die Anlagen waren geräumt, die Flugzeuge abgeflogen, es gab weit weniger Maschinen als Männer, die sie hätten fliegen können. – In der Halle C auf dem Platz B. drüben, sagte der Leutnant Voggenroth, müßte noch ein Storch stehen; leider gehört der Platz nicht mehr uns, und es käme auch auf den Anlasser an. – So viel ich weiß, waren wir die letzten. Es ging lang durch den grünen Busch, unter dem Drahtzaun durchzukommen, war nicht schwierig. Ein Posten ging zwischen uns und der Halle auf und nieder. Wir hatten uns in den Splittergraben gedrückt. Bemerkte er uns, waren wir ihm eins voraus. Da sah er uns auf ein paar Schritte Abstand. Ich weiß nicht, was Voggenroth dachte, der noch lebt und ein Bau-

geschäft betreibt. Ich merkte, daß ich auf den Mann nicht schießen wollte. Der Mann sah uns gerade in die Gesichter, sein Blick veränderte sich und erstarrte. Ich merkte zugleich, daß sich Voggenroth in einer vorsichtigen, kaum wahrnehmbaren Gebärde befand: er bewegte einen Zeigefinger vor dem Gesicht hin und her. Der Posten ging weiter, ohne daß er seinen Schritt änderte. Ein paar Augenblicke später waren wir in der Halle, der Storch stand dort, der Anlasser muckte nicht. Als wir auf den leeren und weiten Platz hinausrollten, geschah nichts. Als Voggenroth Fahrt gewonnen hatte, um abzuheben, fing die Flak an, loszubrüllen. Die Sprengpunkte standen hart über dem Boden, und die Druckwellen beutelten uns; Voggenroth zackte und wechselte wie ein Hase die Richtung; eben noch über das letzte Barackendach hopsten wir weg und strichen davon hinter allerhand Pappel- und Weidenkulissen. Da war es ganz friedlich, Kinder paßten auf einen Gaul auf, der in der Schwemme soff, der Gaul hopste auch, und die Kinder winkten zu uns aufwärts, wir sahen in ihre offenen Münder.

Auf einem kleinen Feldflugplatz, auf dem wir eingefallen waren und auf dem sich allerlei versprengtes Volk sammelte, Bodenteile von fliegenden Einheiten, auch weibliches Personal, landete anderthalb Tage später der Major Joachim Harder. Er ließ sein Flugzeug durch einen anderen Piloten wegfliegen und blieb selbst am Boden. Er ließ Kolonne bilden. Ziemlich viel Mädchen der Nachrichtentruppe waren davonzubringen. Der Konvoi schlug sich durch, tagelang, unter Gefechten. In den Karpaten geriet die Kolonne in die zurückgehende Sechste Armee, die nicht glücklichere Nachfolgerin der in Stalingrad vernichteten.

Aus derartigen Tagen bleiben die Bilder ungezählt und mit einer stechenden Schärfe im Gedächtnis. Im Durchziehen durch ein Dorf, aus dem wir Feuer erhalten hatten, sah ich einen unserer Leute, Türen eintretend und mit der Waffe fuchtelnd. Zufällig kannte ich ihn, früher ein adretter, höflicher Bursche, auf eine nicht recht an-

genehme Weise hübsch, er hatte einen Verwaltungsdienst versehen und nie mit Kampfhandlungen zu tun gehabt. Nun, weiß Gott, stak ihm in jedem Stiefelschaft eine Handgranate, er hatte sich um den Kopf nach Piratenweise ein buntes Handtuch geknüpft und fing an, herumzuschießen; er schwitzte und schrie, bis ihm einer das Schießding wegriß.
Später einmal, in Ungarn, lag auf der Fluchtstraße Feuer; eine rumänische Grenzbatterie schoß herein. Ein kleines Kommando ungarischer Honved stand hinter Häusern in Deckung. Die Kolonnen stauten sich, und um den Offizier, der die Ungarn befehligte, drängte sich eine Masse von abgesessenen deutschen Offizieren und Zahlmeistern. Sie sprachen auf ihn ein. Sie wollten von ihm, daß er vorgehe und den Weg frei mache. Natürlich ging er nicht vor, weshalb und für wen hätte er das auch tun sollen; für die Herren Waffenbrüder? Ich beobachtete ihn, er stand da wie aus der Oper, Radetzkymarsch, wie aus dem letzten oder irgendeinem längst verschollenen Feldzug, ein alter Mann, sauber gebürstet und nur etwas angestaubt von all dem Radau und den Einschlägen, zwei Reihen Orden, von wem? von Franz Josef noch, Gott erhalte – Er gab gar keine Antwort, er hielt nur die Hand am Tschako, höflich und gänzlich unsinnig, solange sie auf ihn einredeten, die Hand zitterte, und ich sah sein längliches, dunkles, schnurrbärtiges Gesicht sich ekeln vor so viel Misère und hemmungsloser Feigheit, vor so viel einst großmächtig tuender, glorreicher Kreatur, die nichts mehr wollte als davonkommen. Zugleich sah ich von einem der aufgestauten Fahrzeuge etwas wie ein Gespenst abspringen, ein Gespenst wessen? Mir fiel es ein, die Leute damals von jenem Bahnsteig anno achtzehn –: ein schlaksiger Mensch ohne Koppel und mit einem Krätzchen auf dem Kopf und mit vollgestopften, baumelnden Rocktaschen. Er zog ein Ding von dem Wagen, wie wenn ein Handwerker einen Schweißbrenner oder eine Motorsäge herunterholt, ein leichtes MG, und er warf sich das Ding auf die Schulter und nahm auch

nicht an, daß sich jemand anschließen mochte, und so ging er allein und gespenstisch lang auf die Ecke eines Maisfeldes zu. Nach einer Weile hörte man weit vorne, aus dem Maisfeld, das Ding losplärren.

Nach 20 Tagen fand ich zum Sammelort durch, das war ein Dorf in Siebenbürgen. Ich kam allein, es war um die Mittagszeit, sogar ein Sonntag, tiefer, angsterregender Friede war hier noch. Zum Pfarrhaus hin liefen Feldkabel. Es war ein deutsches Dorf, und das Pfarrhaus sah merkwürdigerweise genau aus wie eines im Nachbarort meiner Kinderzeiten, ich kannte die Haustür, die Läden, das Walmdach, ich wußte auch, wie die Einteilung innen sein mußte; sogar der hergehörige Birnbaum stand hinten im Garten. Ich ging ums Haus herum, niemand rührte sich innen, die Birnen faulten im Gras, von Wespen befallen. Ich fiel in das dürre Gras zu den Wespen, fiel auf die Seite und schlief weg wie eingesargt.

Dann Italien. Noch einmal Luftkrieg oder wenigstens etwas, das so aussah; dann Kapitulation der Armee Vietinghoff auf eigene Rechnung, wiederum sonderbares Zwischenspiel: auf dem letzten Feldflugplatz lagen wir auf der einen Seite, auf der anderen eine amerikanische Jagdgruppe; Stillstand, sogar ein paar Besuche hin und her. Dann waren wir Gefangene.

Die Zone Rimini, dieses riesige Camp, haben viele kennengelernt. Erst mangelte es an allem, jeder scharrte sich ein Loch. Offenbar braucht der Mensch wenigstens ein Loch, um sich zu behaupten. Ein Streifen zertrampelten Bodens, vorn eine Ausgabestelle, hinten die Latrinengrube, um das Ganze herum ein paar Spiralen Stacheldraht, das war nun das Faktum. Dahin hatten wir es mit Marschieren gebracht, wir Geschichtsvollzieher, wir Amokläufer.

Das Wetter war trocken, Krankheiten kamen nicht auf. Die Briten, in deren Gewahrsam wir uns befanden, lebten wohl etwas besser, aber sie hatten es nicht sehr viel besser als wir. Als eine polnische Wachtruppe kam, hieß es: jetzt könnt ihr das Lachen halten. Aber

die Polen waren korrekt. Die Polen waren so korrekt wie die Briten. Die Polen und die Briten und die Massen, die sie hinter dem Draht zusammenhielten, hatten eines gemeinsam: sie waren erschöpft. Eines Nachmittags, als ich den Draht entlangging, hörte ich von jenseits halblaut meinen Namen rufen. Ein Posten hatte gerufen, und langsam erkannte ich ihn: in dem Khaki ein Mann aus einer einstigen Staffel, einer von denen, die polnische Namen trugen.
Manche haben von solchen Gefangenschaften berichtet, daß sie nie ähnlich frei gelebt hätten, frei von dem Zwang der Entschlüsse, frei von der Nötigung zur Freiheit. Aber manche verkamen buchstäblich. Sie fingen an, Handel zu treiben, Handel mit Eheringen und Streichhölzern, Rasierklingen und Zigarettenpapier. Manche zählten die Handvoll Kekse, die es als Tagesration gab, und versuchten sich einen Vorrat anzulegen, indem sie sich täglich ein halbes Stück versagten, bis ein ganzes Stück auf die hohe Kante zu legen war. Manche waren vor Tagesanbruch heraus und gingen herum, nach den Kippen von Zigaretten suchend, die vielleicht einer nachts heimlich geraucht hatte. Halluzinationen zeigten ihnen Kippen in dem zerquälten Staub, in dem Eidechsen mit trüben Stummelschwänzen krochen. Manche hatten ein Buch gerettet oder ergattert, sie lasen darin oder vermieteten auch das Buch stundenweise, für eine halbe Zigarette oder auf irgendeine Abschlagszahlung. Ich rettete mich über die Zeit, indem ich mich jeden Tag zum Gehen zwang. Jeden Tag durften aus jedem Unterlager eine bestimmte Anzahl Leute zum Bad ans Meer gehen. Die Reihe wäre an den einzelnen selten gekommen, allein die Zahl wurde nie voll. Die meisten scheuten den Kräfteverzehr, den Weg ohne Schatten und den Hunger, der davon unleidlicher werden mußte. Ich nahm es in Kauf. Ich war in der Zeit frei oder beinahe frei. Komme ich heute einmal an den Strand dort an der Adriaküste, muß ich mir verwundert einreden, daß dies ein und derselbe Strand sei. Draußen lagen ein paar Wachboote, ein paar Posten saßen mit ihren Gewehren irgend-

wo auf einem Dünenkamm. Es war möglich, sich sinken zu lassen und unter Wasser über den welligen, von Reflexen flimmernden Grund wegzutreiben. Man trieb auf dem Rücken. Muscheln und Krusten von Schaltieren lagen am Strand, man konnte sie sammeln und fortwerfen. Müde und ausgelaugt nach der Rückkehr, war es dann möglich, ja es war nichts anderes möglich, als die Zeit bis zur Zählung am Abend zu verschlafen. Damit war der Tag dann beinahe überstanden. Nur der Hunger hielt manchmal wach oder konnte den Schlaf unerwünscht beenden. Hunger macht übellaunig und verzagt. Manchmal verschafft er auch merkwürdige Euphorien.

Als ich wiederkam – Lebenslauf Null acht fünfzehn. Als ich wiederkam, hatte ich seit einem Jahr keine Nachricht von zu Hause mehr gehabt, nur aus dem Wehrmachtsbericht ein paar halbe Sätze mit heillos benachbarten Ortsnamen: Häuserkämpfe, Feldstellungen. Ich wußte nicht, als ich entlassen worden war und irgendwo an einer Bahnhofsecke ein riesiger farbiger Soldat die Wagenklappe herunterkippte und sie dann, sobald seine Fracht herunter war, sogleich wieder hinaufschlug, um zu wenden und bald wieder an seinem Ort zu sein: wußte also nicht, ob für mich noch ein Ort bestand, an den ich gehen konnte. Ich fand weiter, mit allerhand Hilfen, allerhand Fahrgelegenheiten; es gab damals, scheint mir, kaum jemanden, der einem nicht irgendwo weiterhalf, wenn er konnte. Ich kam zu der kleinen Stadt, sah sie von weitem noch dastehen, im ganzen stand sie noch, ein paar Einschläge, ein paar zertrümmerte Häuserzeilen. Kurze Zeit wollte ich mich nicht um die letzte Ecke trauen. Kennst du die Vorhänge noch, dachte ich, sind noch die gleichen Vorhänge dran, werden sie wohl auch noch da wohnen – obwohl doch dahinter auch andere Leute hätten wohnen können.

Andere Leute waren auch da, es wohnten im Hause mehr Menschen als vorher drin gewohnt hatten, und die man nie gekannt hatte;

aber ich traf auch die meinen. Dies und das hatten sie mitgemacht, aber sie hatten es überstanden – bisher. Geld hatten sie noch etwas, wenn auch nicht mehr sehr viel, also wiederum Null acht, und von unten an. Es handelte sich darum, eine Familie durchzubringen. So blieb wenig Zeit, um Gedanken herbeizurufen, die lästigsten stellten sich nebenher von selbst ein. Die Zuteilungen reichten nicht aus; Hungerzeit, die wievielte eigentlich? Beziehungen, die der Ernährung aufgeholfen hätten, fehlten uns, es fehlte auch an der hinlänglichen Begabung, Beziehungen zu mobilisieren. Zum Schwarzhandel fanden wir keinen Einstieg. Später konnten manche sagen, daß nur die Dummen damals schlecht lebten. Wir gehörten zu den Dummen. Also nochmals zurück, Mesolithikum diesmal, Wildbeuter – und Sammlerstufe, Kiefer- und Haselzeit, Nachlesen, Nebenernten, Pilze und Bucheckern vom Wald, Fallholz, Äpfel vom Wegrand, Ähren vom Stoppelacker. Immer war um etwas zu rennen, um eine Kanne Milch, einen Rucksack voll Kartoffeln, Anstehen früh um fünf vor der Gärtnerei, um zehn Uhr um einen Bezugschein, am Nachmittag um irgendeine Genehmigung.

Meinungen über die sogenannten schlechten Zeiten gehen auseinander. Eindeutig ist ihre Widrigkeit; nur ein Verrückter kann sich in schlechte Zeiten wünschen. Aber Aufmerksamkeit verdient doch, was in ihnen ans Licht kommt. Nicht alles ist übel, was enthüllt wird. Deutlicher werden die eigenen Fähigkeiten des Ertragens und Durchbeißens, Erwartungen, die sich auf andere richten, werden korrigiert, nicht immer ins Enttäuschende. Erstaunlich ist ferner, wieviel Vergnügungen dem entgehen, der stets gut versehen ist. Das hört sich nach Biedermanns-Maximen an, aber fest steht, daß in den poveren Zeiten eine Tasse Kaffee, eine Zigarette zum atemlosen Genuß werden können, möglicherweise sogar ein Stück Brot außer der Reihe, gleichviel, ob man es nun erhält oder sich in der Lage sieht, es herzugeben. Man schnitt sich aus einer Zeitung eine elend gedruckte Reproduktion aus; ein Buch war kostbar, man

teilte sich sogar in Bücher, wenn jemand davon gar nichts mehr hatte, und etwas der Art bedeutete fast am meisten. Es ist schon manchmal bemerkt worden, wie viel leichter die letzte Ration geteilt als ein voller Vorrat angegriffen wird. In der allgemeinen Misère ist es nicht taktlos zu fragen: Haben Sie Hunger? Halten Ihre Schuhe noch dicht? Haben Sie einen Ort, wo Sie übernachten können? In geregelten Zeiten kosten solche Fragen Überwindung. An Leiden gibt es nicht weniger, aber die Leiden sind anderer Art und verbergen sich. Jeder ist dann allein und hat mit sich zu tun. Im Rückblick wundert mich manchmal, wie viele Leute man in den schlechten Zeiten kannte.
Die Gemeinde war in einem Stück reich: sie besaß große Waldungen und mußte eine Masse Holz schlagen lassen, schlagen zum eigenen Verbrauch, denn die Kohlen kamen spärlich; vor allem mußte sie liefern. Wer arbeiten konnte und auf eine Zuteilung bedacht war, mußte ausrücken. Ich ging also in den Wald, die Axt im Arm und den Rucksack auf dem Rücken. Man war in Partien zu fünfen oder sechsen eingeteilt, zu der meinigen gehörten außer mir zwei junge Burschen, Ortsfremde, die nicht sagten, woher sie kamen und die auch nicht danach gefragt wurden, ein Mann, der ein Amt bekleidet hatte und nun zum Arbeitsdienst gemaßregelt war; nicht gemaßregelt war der Partieführer, der schon eh und je in den Wald gegangen, aber nunmehr zum Stadtrat gewählt war; trotzdem betrieb er seine Verrichtung weiter. Er wollte sich nicht umgewöhnen, sagte er. Unter der Uhr durch, wie er sich ausdrückte, das paßte ihm nicht, und das viele Papier gefiel ihm auch nicht. Da draußen, sagte er, bin ich meine eigene Uhr, niemand hat dreinzureden. Die Arbeit war schwer, aber sie machte zufrieden wie körperliche Arbeit zufriedenstellen kann. Das Niederlegen der Stämme war Zusammenarbeit, bei der es darauf ankam, daß jeder am richtigen Ort zugriff und einer auf den anderen acht gab. Es hieß darauf achten, wohin der Stamm fiel und ob er nicht in der letzten Sekunde einen

gefährlichen Dreher machte. Dann lag das Gewirr hoch und dick, und die Äxte bissen hinein, bis die langen Stämme freilagen. In der Pause das Feuer, die Blechkessel an der Glut, man hockte auf Reisigbüscheln, jemand hatte Tabak, jemand Zigarettenpapier. Es war ein Luxusleben, wenn es auch den Knochen weh tat, ein Luxus auch, so wenig zu verdienen. Für einen allein, dachte ich, würde es eben reichen. Freilich, du bist nicht allein.

Als man von der Geldreform redete, stellten sich auch die Zusammenhänge wieder ein. Durch die Teilung in Zonen war die Regie etwas durcheinandergeraten gewesen, eines Tages erinnerte mich ein Schreiben daran, daß ich noch auf dienstlichen Listen stand. Merkwürdigerweise war ein halbes Dutzend Orte zur Auswahl angeboten; nicht der eigene Wohnort, der in die andere Zone geraten war. An Umzug war nicht zu denken, ich entschied mich für den Ort, der am ehesten mit der Bahn erreicht werden konnte. Sehr lang war die Strecke nicht, immerhin, vier Stunden Bahn täglich kamen dabei heraus, knarrende, eiskalte oder überheizte Bummelzüge, die Bahnabteile meiner Fahrschülerzeit vor einem Vierteljahrhundert, ein wenig schlechter. Dazwischen Umsteigen, Aufenthalt, Passierscheinkontrollen an den Übergängen. Ich lernte es, die Strecken für den notwendigen Schlaf nutzbar zu machen, geplanten Schlaf nach der Uhr, dazwischen Schreiben auf den Knien, auf einem Holzstapel auf der Umsteigestation. Ich sah die Mitfahrenden und hörte ihre Gespräche bei geschlossenen Augen. Merkwürdige Lebensläufe studierte ich dabei. Im Auto, so bedeutend seine Vorteile sind, bewegt sich jeder in seiner Kapsel; den anderen sieht er als Verkehrsteilnehmer.

So fing die Zeit an, die den meisten nun Lebenden gemeinsam ist. Sie fing an mit geflickten Klassenzimmern, zerschlissenen Hosen und zusammengesuchtem Schreibzeug, mit Schülern, die schlecht ernährt waren, denen die Bombenkeller noch in den Nerven saßen, denen die Väter und noch anderes mehr abhanden gekommen

waren und die zum Beispiel auch nicht alle leicht eine Tischecke fanden, um daran ihre Hausarbeiten anzufertigen. Dann begann der Aufstieg. Für unsere eigenen Jahrgänge waren die besten Jahre vorüber; die Verspätungen nicht mehr aufzuholen; jene weiteren Jahre, die man mit euphemistischer Wendung die besten zu nennen pflegt, blieben unter Lasten. Sie blieben es, je selbstverständlicher nun das Leben hinging. Das Geschehene, je mehr es von Informationen erhellt wurde, blieb untilgbar; ob eine Schuld sich aus Haß und Mißachtung des Lebens, aus Gutgläubigkeit, aus frenetischem Leichtsinn oder aus barer hirnloser Dummheit angesammelt hatte, machte nur Grade aus. Die Jungen lösten sich. Jene Schüler in schadhaften Beinkleidern sind mittlerweile Betriebsleiter, geachtete Redakteure oder Landgerichtsräte geworden. Die Gesichter der Kinder, der Heranwachsenden wechselten. Es war nichts Besonderes mehr, geordnet zu leben, keinen Hunger zu haben und überall mithalten zu können. Ein paar Jahre des flotten Lebens, einer Boom-Trunkenheit, in der noch das äußere Elend, die Schäbigkeiten und Ängste verflossener Jahre zum Vergleich gestanden hatten und die neue Welt süßer eingehen ließen, legten sich.
Die Gesichter wurden gelassener, auch mißtrauischer, die Fragen einsilbiger, dafür planvolles Vorgehen: Studiengang, Investitionen, Aufstiegsmöglichkeiten, Widerwille gegen das Ungefähr. Niemand, der das Schauderhafte des Ungefähr kennengelernt hat, wird dem widersprechen wollen. Unsere eigene Obstruktion war chaotisch gewesen, die der Jungen zuweilen pharisäisch. Dafür Anzeichen für die Leiden der Langeweile. Aber auch darin bleibt es bei Teil-Ansichten; mir scheint, »den« Jugendlichen eines bestimmten Abschnitts gibt es nicht, sowenig man alle älteren über einen Kamm scheren kann. Manche der jungen Leute, mit denen ich im Beruf zu tun habe, kommen mir bekannt vor. Daß sie entschlossen sind, sich ihre Köpfe klar zu halten, ist ihre starke Seite; Prüfungen werden nicht fehlen.

Die Autoren

Theodor Schieder am 11. April 1908 in Öttingen/Schwaben geboren, studierte nach Besuch des Gymnasiums in München und Berlin. Als ordentlicher Professor für Neuere und Mittlere Geschichte wirkte er zunächst an der Universität Königsberg und seit 1948 an der Universität Köln. Seine wichtigsten Veröffentlichungen: »Probleme des Rapallo-Vertrags«, »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa« (4 Bde.), »Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit«, »Das deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat«.

Erich Landgrebe am 18. Januar 1908 in Wien geboren, besuchte dortselbst nach dem Abitur die Kunstschule. Schon seit der Schulzeit viel auf Reisen durch ganz Europa und Amerika, übte er mehrere behelfsmäßige Berufe aus, da er sich nicht entschließen konnte, etwas zu »sein« oder zu »werden«. Nach dem Zweiten Weltkrieg, an dem er aktiv teilnahm, begann Erich Landgrebe seine Laufbahn als freier Schriftsteller und Maler. Die bekanntesten seiner mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichneten Bücher sind: »Adam geht durch die Stadt«, »Mit dem Ende beginnt es«, »Die Nächte von Kuklino«, »Rückkehr ins Paradies«, »Ein Maler namens Vincent«, »Das ferne Land des Paul Gauguin«, »Abgrund der Herzen«, »Onkelgeschichten«. Graphische Arbeiten von Erich Landgrebe hängen u.a. in der Albertina und im Museum der Stadt Wien.

Gerd Gaiser am 15. September 1908 in Oberriexingen/Württemberg geboren, besuchte evangelisch-theologische Seminare in Schöntal und Urach, studierte dann an den Kunstakademien von Stuttgart und Königsberg und promovierte schließlich in Tübingen. Nach seiner Teilnahme am Zweiten Weltkrieg war er zunächst freier Maler und Studienrat. Seit 1962 wirkt er als Professor für Bildende Kunst an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen/Württemberg. Gerd Gaiser, der Träger mehrerer Literaturpreise und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin ist, schrieb u.a. die in mehrere Sprachen übersetzten Romane »Eine Stimme hebt an«, »Die sterbende Jagd«, »Das Schiff im Berg«, »Schlußball« und die Erzählungen »Einmal und oft«, »Gib acht in Domokosch« und »Gazelle, grün«.



Geboren im Jahre 1908

Wolf Albach-Retty (28. V.)
Schauspieler

Peter Anders (1. VII.)
Opernsänger

Lale Andersen (23. III.)
Chansonette

Arno Assmann (30. VII.)

Simone de Beauvoir (9. I.)
französische Schriftstellerin

Ingmar Bergman (14. VII.)
schwedischer Filmregisseur

Kurt Böhme (5. V.)
Opernsänger

Joan Crawford (23. III.)
amerikanische Filmschauspielerin

Rolf Dahlgrün (19. V.)
Politiker

Bette Davis (5. IV.)
amerikanische Filmschauspielerin

Hermann Dietzfelbinger (14. VII.)
evang. bayerischer Landesbischof

Hugo Distler (24. VI.)
Komponist

Josef Hermann Dufhues (11. IV.)
Politiker

Werner Eisbrenner (2. XII.)
Filmkomponist

Amintore Fanfani (6. II.)
italienischer Politiker

Jan Fleming (28. V.)
englischer Schriftsteller

Greer Garson (29. IX)
amerikanische Filmschauspielerin

Franz Grothe (17. IX)
Filmkomponist

Max Grundig (7. V.)
Industrieller

Giovanni Guareschi (1. V.)
italienischer Schriftsteller

Rex Harrison
englischer Schauspieler

Karl Hartung (2. V.)
Bildhauer

Gerhard F. Hering (28. X.)
Intendant (Darmstadt)

Loni Heuser (22. I.)
Kabarettistin

Gustav René Hocke (1. III.)
Kulturhistoriker

Lyndon B. Johnson (27. VIII.)
amerikanischer Präsident

Herbert von Karajan (5. IV.)
Dirigent

Helmut Käutner (25. III.)
Filmregisseur

Joseph Keilberth (19. IV.)
Dirigent

Karl Korn (20. V.)
Journalist

Herbert Kunze (14. XI.)
Vorsitzender des Nationalen Olympischen Komitees

Hans Lang (5. VII.)
Filmkomponist

David Lean (25. III.)
englischer Filmregisseur

Ernst Maria Ledig-Rowohlt (12. III.)
Verleger

Richard Löwenthal (15. IV.)
Politologe

Leopold Ludwig (12. I.)
Dirigent

Anna Magnani (7. III.)
italienische Schauspielerin

Peter de Mendelsohn (1. VI.)
Schriftsteller

Olivier Messiaen (10. XII.)
englischer Komponist

John Mills (22. II.)
englischer Filmschauspieler

Alexander Mitscherlich (20. IX.)
Psychologe

Rudolf Münemann (8. VI.)
Bankier

Cesare Pavese (9. IX.)
italienischer Schriftsteller

David Oistrach (30. IX.)
russischer Geiger

Sepp Ruf (9. III.)
Architekt

Erna Sack (6. II.)
Opernsängerin

William Saroyan (31. VIII.)
amerikanischer Schriftsteller

Edzard Schaper (30. IX.)
Schriftsteller

Alfred Schieske (6. IX.)
Schauspieler

Ursula Schuh (12. VII.)
Bühnenbildnerin und Übersetzerin

Hermann Stahl (14. IV.)
Schriftsteller

Rudolf Steinböck (7. VIII.)
Regisseur

James Stewart (20. V.)
amerikanischer Filmschauspieler

Karlheinz Stroux (25. II.)
Regisseur

Friedrich Torberg (16. IX.)
Schriftsteller

Elio Vittorini (23. VII.)
italienischer Schriftsteller

Hans Weigel (29. V.)
Schriftsteller

Richard Wright (4. IX.)
Negerschriftsteller

Bildnachweis: Der Vorsatz, ein Foto des Ullstein-Bilderdienstes, zeigt die Münchener Sieger im Festzug des Frankfurter Turnfestes. Die Aufnahmen der beiden Bildteile: Ullstein-Bilderdienst (18), Staatsbibliothek Berlin (1), Süddeutscher Bilderdienst (1), Archiv (1)



wird von Joachim Karsten herausgegeben
Redaktionelle Mitarbeit: Gert Scheller

1. bis 3. Tausend 1968

Schutzumschlag und Einband Jan Buchholz, Hamburg
Gesetzt aus der Monotype-Garamond
Gesamtherstellung Gerhard Stalling AG, Oldenburg (Oldb)
Printed in Germany

